



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Milchkrise!

Eine ethnographische Forschung zum Nutzen der
Krisenbehauptung am Beispiel der IG Milch“

verfasst von / submitted by

Nicola Röhrer, MA, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2020 / Vienna 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Danke

Danke, „Maria Hackl“, für die Aufnahme auf deinen Hof und in deine Familie, danke, für deine Zeit, deine Offenheit, deine Freundschaft. Danke, für deine Liebe zu Tieren und deine Wertschätzung für die Landschaft um dich, danke, für deine Fürsorge für die Milchkühe und mich.

Danke, Ernst Halbmayr, für deine Zeit, deine Erklärungen und alle Antworten auf meine vielen Fragen. Danke, für deinen unermüdlichen Einsatz für die Milchbauern und -bäuerinnen (nicht nur) in Österreich, danke, für deine Unerschrockenheit, deinen Mut und deine Ausdauer.

Danke, „Anna Kreutzer“, für deine hilfreichen Antworten und Anstöße – allen voran den Hinweis auf das Milchfest.

Danke, Mammelam, Paperich und Martin, für eure jahrelange, verlässliche und pünktliche Hilfe bei allen emotionalen und finanziellen Herausforderungen. Eure unerschütterliche, liebevolle Unterstützung, euer Trost, eure Umarmungen, euer Zuhören, Raum Lassen und für mich da Sein sind mein Fundament und der Grund dafür, dass ihr jetzt diese Arbeit in Händen haltet.

Danke, Zsófi, wie versprochen, weil du Recht hattest, jedes Mal. Unvollkommenheit ist wunderschön und alle Ergebnisse sind vorläufig. Danke, für deine Ermutigung und deine Begeisterung über jedes neue Kapitel.

Danke, Christine, Stephan, Martin, Romana und Andy, fürs Probehören der Vorträge, eure Fragen und Ideen dazu und euren felsenfesten Glauben an mich.

Danke, Sabine und Ruth, fürs liebevolle Korrigieren und euren Blick fürs Detail.

Danke, Gerti und Wolfgang, fürs Zeit Lassen und alle Hilfe dabei, meinen eigenen Weg zu finden. Danke für alle Antworten und Fragen und stundenlangen Besprechungen.

Danke den OrganisatorInnen und TeilnehmerInnen des studentischen Panels bei der dgV-Konferenz 2017 für ihre Ermutigung, ihr Interesse und ihre Anregungen.

Danke den Panel-OrganisatorInnen bei der SIEF 2019 für die Präsentationsmöglichkeit und vielen herzlichen Dank an Sina und Nada für ihr wertvolles Feedback.

Danke an Herta, Lilly, Tessa, Fanny, Alexis, Zsófi – Wegbegleiterinnen, Ermutigerinnen, Frauen, die aus Erfahrung mitleiden und sich mitfreuen und Freundinnen, die mehr in mir sehen.

Danke euch allen und den vielen ungenannten FreundInnen und HelferInnen – euer Glaube an mich hilft mir, an mich selbst zu glauben. Ich schätze euch so sehr!

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG: MILCHKRISE! MILCHKRISE?	5
2. DIE MILCHKRISE KENNEN LERNEN	7
2.1. Forschungschronologie und Methodik.....	7
2.1.1. Feldzugang und Auswahl	7
2.1.2. Forschungsverlauf.....	9
2.1.3. Methoden	10
2.1.4. Reflexion meiner Rollen und Beziehungen im Feld.....	18
2.2. Um wen geht es? Die ethnographischen Beispiele	21
2.2.1. Ernst Halbmayr, die IG Milch und das Ende der Milchquote	21
2.2.2. Familie Hackl, Hof „Hinterleiten“ und die österreichische Agrarwirtschaft	31
2.2.3. Bedrohte und widerständige Bauern/ Bäuerinnen	42
2.3. Was heißt „Krise“?	50
2.3.1. „Krise“ als blinder Fleck.....	50
2.3.2. „Krise“ als Behauptung	52
2.3.3. „Krise“, Kritik und die Forderung nach Veränderung	53
2.3.4. „Krise“, eingebettet	54
2.3.5. Was tut „Krise“?	59
3. ZWISCHENBILANZ: DIE MILCHKRISE = EINE BEHAUPTUNG.....	61
4. DAS NARRATIV DER MILCHKRISE	65
4.1. Urteil	67
4.1.1. Erklärungen	67
4.1.2. Charakteristika des Lebens in der Krise.....	73
4.1.3. Autorität etablieren	77
4.2. Veränderung.....	83
4.2.1. Veränderung fordern	84
4.2.2. Veränderung schaffen	91
4.2.3. Allianzen schmieden	97
4.3. Das gute Leben	102
4.3.1. Faironika	103
4.3.2. Immer fair statt immer mehr	106
4.3.3. 100% Zukunft	110
4.3.4. 100% fair für alle	112

4.4. Krisennarrative erforschen	114
5. KONKLUSION: WAS „KRISE“ FÜR DIE IG MILCH TUT.....	117
6. QUELLENVERZEICHNIS.....	120
7. ANHANG	127
7.1. Milch-Manifest.....	127
7.2. Zusammenstellung der erhobenen Daten	130
8. ABBILDUNGSVERZEICHNIS	132
ABSTRACT – DEUTSCH.....	136
ABSTRACT – ENGLISCH	137

1. Einleitung: Milchkrise! Milchkrise?

„Der Milchmarkt ist in einer schweren Krise, ohne Aussicht auf Besserung“, lautet der erste Satz des Milch-Manifests (siehe 7.1), das die IG Milch im März 2016 präsentiert. Die IG Milch ist ein österreichischer Verein von und für Milchbauern und -bäuerinnen, der sich seit Jahren mit aller Kraft für Verbesserungen in der Milchwirtschaft einsetzt, um die Zukunft kleiner Milchbetriebe sicherzustellen. Doch werfen wir einen Blick in die Medien, so ist die Milchkrise nur eine von vielen gesellschaftlichen Krisen: Finanzkrise, Flüchtlingskrise, Klimakrise, Corona-Krise etc. beschäftigen Menschen in Österreich, Europa und weltweit. Krisen scheinen überall zu sein – doch was macht eigentlich eine Krise zu einer „Krise“? Wie wird eine herausfordernde Situation zu einer „Krise“ und warum?

Diesen Fragen widme ich mich mit der vorliegenden ethnographischen Untersuchung, mit der ich einen dringend notwendigen Beitrag zur Anthropologie der Krise leiste. Denn obwohl Krisen in aller Munde sind und ihren entsprechenden Niederschlag in diversen Publikationen finden, fehlt im Allgemeinen die wissenschaftliche Auseinandersetzung damit, was eine „Krise“ eigentlich ist. Das Konzept „Krise“ wird nicht definiert. Stattdessen wird „Krise“ unhinterfragt als beobachtbare Tatsache verstanden, woraufhin sich die Forschung mit den Ursprüngen oder Folgen einer „Krise“ beschäftigt. Ich hingegen untersuche „Krise“ als gesellschaftlich wirksame Behauptung und als Urteil über einen Sachverhalt, welches zusätzliche Informationen transportiert. Mein konkretes Beispiel ist die von der IG Milch behauptete „Milchkrise“, die ich mittels teilnehmender Beobachtung und qualitativer Interviews erforschte. Anhand dieses Beispiels erarbeite ich eine anthropologische Theorie der Krise, die die wichtigsten kontextuellen Aspekte der Krisenbehauptung sowie die Bestandteile des Krisennarrativs umfasst. Dabei leitet mich die Frage, welchen Nutzen es für die IG Milch hat, die „Milchkrise“ zu behaupten.

Der Verein IG Milch besteht aus einer wechselnden Anzahl unterschiedlicher Menschen und ist dementsprechend heterogen. Mein Interesse gilt aber nicht den inneren Differenzierungen im Verständnis der „Milchkrise“, sondern der Kommunikation der „Krise“ nach außen, die durch öffentliche Veranstaltungen stattfindet.

Meinen Beitrag zur Anthropologie der Krise verorte ich innerhalb der ökonomischen Anthropologie, da es bei der Krise wie in der Ökonomie um die Zukunft geht (Roitman 2014, 70, 96; vgl. Narotzky und Besnier 2014, S10). Dabei muss das ökonomische

Handeln der Menschen ganzheitlich betrachtet werden, als Zusammenspiel verschiedener Interessen, Praktiken und (ungleicher) Rahmenbedingungen (vgl. Seiser 2017, 11f; vgl. Hann und Hart 2011, 6–9). Dass die IG Milch urteilt, dass es eine „Milchkrise“ gibt, ist im Kontext ihrer politökonomischen Bemühungen zu untersuchen.

Die vorliegende Arbeit ist inhaltlich in zwei große Teile gegliedert, die von Einleitung, Zwischenbilanz und Konklusion umrahmt werden. Kapitel 2, der erste Teil, beschreibt zuerst mein methodologisches Vorgehen sowie die Entwicklung meiner Forschungsfrage. Außerdem stelle ich die IG Milch vor und erläutere den politökonomischen und gesellschaftlichen Kontext kleiner Milchbauern und -bäuerinnen in Österreich. Abschließend nähere ich mich der „Krise“ theoretisch an. Kapitel 3, die Zwischenbilanz, fasst die wichtigsten Erkenntnisse aus Kapitel 2 zusammen und fungiert gleichzeitig als Überleitung zum zweiten großen Teil meiner Arbeit, Kapitel 4. Dieser ist der Beantwortung meiner Forschungsfrage – Welchen Nutzen hat es für die IG Milch „Krise“ zu behaupten? – anhand ethnographischer Beispiele und meiner Analyse derselben gewidmet. Ich beschäftige mich in diesem Kapitel mit dem Narrativ zur Milchkrise, so wie es von der IG Milch kommuniziert wird, und gliedere es in seine Bestandteile. Anschließend füge ich einen Fragenkatalog an, der zukünftigen KrisenforscherInnen als Hilfestellung dienen kann. In der Konklusion fasse ich die Antwort auf die Forschungsfrage zusammen.

Mein Ziel ist einerseits, den LeserInnen die Anliegen, Schwierigkeiten und Hoffnungen der IG Milch und der Milchbauern und -bäuerinnen, für die sie spricht, lebhaft vor Augen zu führen. Andererseits möchte ich einen Beitrag zur Anthropologie der Krise leisten, der es ForscherInnen wie interessierten LaiInnen ermöglicht, der vermeintlichen Selbstverständlichkeit der Krise mit einem differenzierten Verständnis des Konzepts und vielerlei kritischen Fragen zu ihrem Narrativ zu begegnen.

2. Die Milchkrise kennen lernen

In diesem Kapitel zeichne ich meinen Weg beim Kennenlernen der Milchkrise nach. Der erste Teil behandelt meine Forschung und damit den praktischen, empirischen und methodologischen Teil dieses Prozesses. Im zweiten Teil stelle ich die ProtagonistInnen meiner Forschung vor, beschreibe mit der österreichischen Agrarwirtschaft ihren sozialen und politökonomischen Kontext und erkläre, wie sie sich anthropologisch als „Peasants“ fassen lassen. Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Konzept „Krise“ macht den dritten Teil dieses Kapitels aus.

2.1. Forschungschronologie und Methodik

Im Folgenden beschreibe und reflektiere ich meinen Feldzugang, die Auswahl der Forschungsräume und den Forschungsverlauf. Ich orientiere mich dabei teilweise an Silvermans Ausführungen zu einem „natural history chapter“ (2005, 305ff). Ein solcher Aufbau eines Methodenkapitels bietet die Vorteile, leichter lesbar zu sein und der chronologischen Entwicklung der Forschung – und der Forschungsfragen – mit ihren Sackgassen und Schwierigkeiten gebührend Raum zu geben.

Daran anschließend beschreibe und reflektiere ich die von mir verwendeten Methoden, meine individuellen Abwandlungen derselben, mein Vorgehen bei der Analyse und füge jeweils eine Evaluierung an. Abschließend behandle ich meine Rollen und Positionalität in den Forschungssituationen.

2.1.1. Feldzugang und Auswahl

Den Feldzugang ermöglichte mir Anna Kreutzer (Pseudonym), Bäuerin in Ausbildung und Angestellte bei voluntaris. Aufmerksam wurde ich auf voluntaris und ihr (inzwischen wieder eingestelltes) Programm, Berg- und Kleinbauernbetrieben freiwillige HelferInnen zu vermitteln, durch NGOJobs. Frau Kreutzer erklärte sich gern bereit mir für ein Interview zur Verfügung zu stehen, hielt es durchaus für möglich, dass ich meine Forschung mit einem freiwilligen Arbeitseinsatz verbinden könnte, sofern die Bauern und Bäuerinnen damit einverstanden wären, und leitete mir die Informationen zum „Milchfest“ der IG Milch weiter mit dem Hinweis, dass ich dort bestimmt Gespräche führen und Kontakte knüpfen könnte.

Zu jenem Zeitpunkt befasste sich meine Forschungsfrage noch mit den Strategien der Milchbauern und -bäuerinnen angesichts der Milchkrise. Die Arbeit und Aktionen der IG Milch fielen eindeutig unter diese Strategien und so wuchs nach meiner teilnehmenden Beobachtung des „Milchfestes“ am 31.03.2016 mein Interesse an dem Verein und seinen Aktivitäten. Ich abonnierte den Newsletter über ihre Homepage und folgte dem Verein auf Facebook, um auf dem Laufenden zu bleiben und weitere Einblicke zu gewinnen. Bis Ende 2017 nahm ich an vier weiteren öffentlichen Veranstaltungen der IG Milch beobachtend teil. Ernst Halbmayr kristallisierte sich als eine der Hauptfiguren des Vereins und dessen Veranstaltungen im Raum Wien und Niederösterreich heraus, daher suchte ich immer wieder das Gespräch und führte im Mai 2018 zum Abschluss meiner Forschung ein Interview mit ihm.

Vermittelt über voluntaris verbrachte ich im August 2016 acht Tage auf dem Bio-Bauernhof „Hinterleiten“ der Familie Hackl (Pseudonyme) im niederösterreichischen Mostviertel als freiwillige Helferin. Meine Wahl fiel auf diesen mit voluntaris kooperierenden Bergbauernhof, weil die Milchwirtschaft in diesem Betrieb – entsprechend der von voluntaris an mich weitergegebenen Informationen – den größten Anteil an landwirtschaftlichen Tätigkeiten verzeichnete. Ich vermutete, dass die Auswirkungen der Milchkrise dort ausgeprägter und damit deutlicher zu beobachten wären. Dass Maria, Hans und ihr Sohn Thomas Hackl außerdem biologisch wirtschafteten, entsprach meinen persönlichen Werten und versprach ein zusätzliches Plus an Informationen zu möglichen Strategien. Nachdem die „Hinterleitner“ Altbäuerin Maria einverstanden war, dass ich meinen Aufenthalt am Hof auch für die Forschung für meine Masterarbeit nutzen werde, stand dem nichts mehr im Wege. Schon im September kehrte ich für sechs Tage auf den Hof zurück, diesmal nicht in Kooperation mit voluntaris, dafür mit Schwerpunkt auf meiner Forschung, ergänzt durch meine Mitarbeit auf dem Hof. Zwischen Maria und mir hatte sich gegenseitige Wertschätzung und freundschaftliches Einvernehmen entwickelt und ich war ein gern gesehener Gast. Drei weitere Tage im November bilden meinen bisher letzten Aufenthalt am Hof „Hinterleiten“, obwohl ich das zu jenem Zeitpunkt weder so plante noch vorhersah. Doch die gesammelten Informationen, Notizen, Interviews, Fotos und Aufnahmen mussten in eine geordnete Form gebracht werden und zur Analyse vorbereitet werden. Eine Aufgabe, die mich ob ihres zeitlichen Ausmaßes, verschiedener gesundheitlicher Probleme sowie persönlicher Veränderungen sehr viel länger in Anspruch nehmen sollte, als ich ahnte.

2.1.2. Forschungsverlauf

Ich begann meine Forschung mit dem Plan, nach einer explorativen Phase die Strategien verschiedener Bauern und Bäuerinnen mittels qualitativer Interviews zu erfragen. Die explorative Phase begann ich mit der beobachtenden Teilnahme am „Milchfest“ und dem Interview mit Anna Kreutzer und führte sie mit meinem ersten ethnographischen Feldforschungsaufenthalt am Bauernhof fort. Die Möglichkeiten, von dem Bauernhof aus weiter zu forschen und weiterführende Kontakte zu knüpfen, waren vielfältig und ich kehrte in kurzer Zeit zweimal zurück, um diese Möglichkeiten zu nützen und zu erweitern. Die nächsten Monate war ich damit beschäftigt, die schier überwältigende Fülle an gesammelten Informationen in eine übersichtliche Form zu bringen, die sich auch zur Analyse eignen würde. Parallel dazu recherchierte ich Statistiken und Hintergrundinformationen zu Geschichte und AkteurlInnen der Milch- und Landwirtschaft in Österreich, sammelte online Zeitungsartikel, Dokumentationsfilme und andere Medienberichte und führte weitere teilnehmende Beobachtungen im Zusammenhang mit der IG Milch durch. Doch als ich mich endlich dem Punkt näherte, auf der Basis der gesammelten Informationen einen Leitfaden für die qualitativen Interviews zu den Strategien ausarbeiten zu können, musste ich mich der Erkenntnis stellen, dass meine Forschungsfrage nicht umsetzbar war. Ich hatte vorausgesetzt, dass die Milchkrise alle Bauern und Bäuerinnen in ihrer ökonomischen Existenz bedrohe und diese daher auf die Krise reagieren müssten. Diese Voraussetzungen, die ich unbewusst und unhinterfragt impliziert hatte, trafen so nicht zu. Ich stellte fest, dass die Milchkrise in ihrer Bedeutung und ihren Auswirkungen sehr viel komplexer und vernetzter, zeitlich und räumlich umfassender und ganz und gar nicht eindeutig gestaltet war (vgl. Röhrer 2019). Schließlich machte ich die Not zur Tugend und die Fragen, was denn in diesem Kontext die „Krise“ sei und was sie tue, zu meinen neuen Forschungsfragen. Zwischen diesen beiden Sätzen, hier so einfach nebeneinandergestellt, liegen Monate des Zweifels und der Unsicherheit, Monate der Datenaufarbeitung, Gespräche, neuer Recherchen und weiterer Forschung. Es war eine intensive Zeit des Umdenkens und ich musste in Anbetracht des Umfangs meiner Daten und der fortgeschrittenen Zeit die schwere Entscheidung treffen, das Sammeln und Forschen trotz aller Ungewissheit endlich abzuschließen – obwohl ich das Gefühl hatte, nie über die explorative Phase hinaus gekommen zu sein.

Hätte ich von vornherein meinen Fokus auf die Frage nach der Bedeutung der Krise gelegt, wäre ich vermutlich anders vorgegangen und hätte andere Daten generiert. Doch Daten sind nicht „dort draußen“ um von mir als Forscherin „entdeckt“ zu werden. Sie sind keine „objektiven Wahrheiten“ – keine von ihrem Kontext unabhängigen Fakten. Stattdessen sind sie partielle, konstruierte und partikuläre Interpretationen (Hoek 2014, 104f), geprägt von meinen Interaktionen als Forscherin mit meinem Untersuchungsfeld (Hauser-Schäublin 2003, 38). Ihr Gewicht und ihre Bedeutung erhalten ethnographische Daten durch genaue Beobachtung, dichte Beschreibung und – vor allem – durch „pursuing members‘ meanings“ (vgl. Emerson, Fretz und Shaw 2011). Genau diese Orientierung an dem, was für die Bauern und Bäuerinnen, die mir Einblick in ihr Leben erlaubten, von Wichtigkeit und Bedeutung war, führte mich dazu, meinen Forschungsschwerpunkt zu ändern. Der neue Fokus erwuchs aus der fortschreitenden Forschung, aus den Daten.

2.1.3. Methoden

Qualitative, anthropologische Forschung ist gekennzeichnet durch eine Vielfalt an Methoden, die einander ergänzen und manchmal gar ineinander übergehen (vgl. Hauser-Schäublin 2003, 45; Schlehe 2003, 72). Im Folgenden beschreibe ich die von mir genutzten Methoden und evaluiere meine Erfahrungen.

Ethnographische Feldforschung

Feldforschung basiert auf der Methode der teilnehmender Beobachtung und umfasst in meinem Fall drei mehrtägige Aufenthalte auf dem Bauernhof „Hinterleiten“ (je einmal acht, sechs und drei Tage) sowie mehrere Besuche von Veranstaltungen, die von der IG Milch (mit)veranstaltet wurden. Hauser-Schäublin schreibt, dass sich diese Methode aufgrund ihrer Offenheit sehr gut zur Exploration eignet, sie kann aber auch gezielt und systematisch eingesetzt werden (2003, 45f). Ziel meiner explorativen Feldforschung auf dem Bauernhof war, exemplarisch die Organisation des Alltags von Milchbauern und -bäuerinnen kennen zu lernen und einen Blick dafür zu bekommen, welche Elemente welche Rolle für die Milchproduktion spielen. Weitere teilnehmende Beobachtungen führte ich bei Veranstaltungen der IG Milch systematisch durch, um ein umfassenderes Bild dessen zu bekommen, was die IG Milch unter der „Milchkrise“ versteht.

Teilnehmende Beobachtung stützt sich auf soziale Beziehungen, die ich als Forscherin mit den Menschen aufbaue, über die und von denen ich mehr erfahren möchte (Hauser-Schäublin 2003, 34). Sie bewegt sich programmatisch zwischen den Polen von Nähe und Distanz, denn „Teilnahme bedeutet Nähe, Beobachten Distanz“ (Hauser-Schäublin 2003, 38). Nähe geht dabei über das Physische hinaus und ist auch emotional und sozial zu verstehen. Das Ziel ethnographischer Feldforschung ist es, als Forscherin einzutauchen in eine mir bisher unbekannte Welt und mehr und mehr zu lernen, sie so zu erleben und zu verstehen wie meine InformantInnen. Es handelt sich also bis zu einem gewissen Grad um einen Prozess der Resozialisierung (Emerson, Fretz und Shaw 2011, 3) und eine Art von „sensory apprenticeship“ (Arantes 2014, 32, beziehungsweise auf Stoller und Pink). Dies verweist auf die körperliche Erfahrung und das unmittelbare, sinnliche Eintauchen in das Forschungsfeld und den damit verbundenen Prozess, mit allen Sinnen neu wahrnehmen zu lernen.

In ihrer Monographie „Writing Ethnographic Fieldnotes“ (2011) beschreiben Emerson, Fretz und Shaw sehr ausführlich, wie ForscherInnen von Beobachtungen zu hochwertigen Feldnotizen und über die Analyse schließlich zu einem ethnographischen Text kommen können. Ich orientierte mich in der Erstellung meiner Feldnotizen zu den Bauernhofaufenthalten an ihren Ausführungen. Besonders wichtig waren mir dabei ihre vielfachen Anregungen und Tipps dazu, genau, detailreich und lebendig zu beschreiben, Verallgemeinerungen und Wertungen zu vermeiden und so viele Beobachtungen wie möglich in die Feldnotizen aufzunehmen (Emerson, Fretz und Shaw 2011, Kapitel 3). Auch erste analytische Kommentare werden inkorporiert, denn Beschreibung und Analyse sind nicht zwei voneinander getrennte kognitive Tätigkeiten. Vielmehr ist jedes Schreiben ein abstrahierender und ordnender Prozess (Emerson, Fretz und Shaw 2011, 126).

Die AutorInnen weisen immer wieder darauf hin, wie wichtig es ist, Eindrücke und Beobachtungen so bald wie möglich schriftlich festzuhalten, bevor sie viel Möglichkeit haben zu verblässen oder sich zu vermischen (Emerson, Fretz und Shaw 2011, 49). Mir fiel es oft schwer, genug Zeit für diese stundenlange Aufgabe zu finden und so sprach ich abends ausführliche Notizen auf mein Handy. Ein Diktat hat den Vorteil, dass es deutlich schneller vonstattengeht, aber auch den Nachteil, dass alles hinterher transkribiert werden muss und die Informationen bis dahin nicht unmittelbar zur Verfü-

gung stehen (Emerson, Fretz und Shaw 2011, 49). Die möglichst zeitnahe und umfangreiche Erstellung von Feldnotizen ist jedenfalls ein Bereich, in dem ich durch Übung lernen und Wege der Dokumentation finden möchte, die für mich zufriedenstellender sind. Allerdings muss ich mir auch bewusstmachen, dass meine Idealvorstellungen in den meisten Fällen unrealistisch sind und dass Abstriche zu machen kein Fehlverhalten meinerseits, sondern Überlebensnotwendigkeit ist.

Auch händisch verfasste Notizen und Fotos sollten mir später bei der Erinnerung und Verschriftlichung helfen. Hauser-Schäublin weist darauf hin, dass das Beobachten ein selektiver Prozess ist, das Notieren erst recht und das verschriftlichte Ergebnis – die Daten – daher eine mehrfach gefilterte Repräsentation (2003, 49). Das Aufschreiben stellt dabei auch einen Prozess der Distanzierung dar, sowohl während der Forschung im Feld als auch danach (Hauser-Schäublin 2003, 50f). In den Protokollen, die ich erstellte, hielt ich Informationen zu Zeit und Ort fest, zu Rahmenbedingungen und Zustandekommen, beteiligten Personen, weiteren zugehörigen Dokumenten wie schriftliche Unterlagen, die ich von dort mitgenommen hatte, E-mailkorrespondenzen, Fotos oder Audioaufzeichnungen, die ich gemacht hatte, etc. Die Fotos dienten mir als Gedächtnisstütze, Illustration und als Daten, die es ebenfalls zu analysieren galt. Audioaufnahmen der Veranstaltungen (wo erlaubt) ermöglichten es mir, mich auf mehr als meine inhaltliche Mitschrift zu konzentrieren. Deren Transkripte inkorporierte ich ebenfalls im Protokoll (zur Transkription siehe „Qualitative Interviews“).

Für alle Fotos und Aufnahmen, die ich gemacht hatte, war ich im Nachhinein sehr dankbar, da oft mehr Zeit zwischen Teilnahme und Protokollerstellung verging, als mir lieb war. Umso mehr fiel mir auf, wo ich es verabsäumt hatte, Situationen fotografisch zu dokumentieren – eine Unachtsamkeit, aus der ich lerne. Gleiches gilt für Situationen, in denen ich mehr Mut gebraucht hätte, um mein Mikrofon für eine höhere Aufnahmequalität besser zu positionieren oder wo mich vorher um eine Aufnahmegenehmigung hätte bemühen müssen und nun mit meiner Mitschrift auskommen musste.

Qualitative Interviews

Auch verschiedene Formen qualitativer – also nicht-standardisierter – Interviews zählen zu den „subjektzentrierten“ Methoden, auf die sich die Kultur- und Sozialanthropologie stützt (Schlehe 2003, 89). Ich führte jeweils ein themenzentriertes, ein narrativ-

biographisches und ein ExpertInneninterview. Schlehe bezeichnet Interviews als Kommunikationsprozesse, die gegenseitige Gesprächsbereitschaft und Offenheit voraussetzen sowie die Bereitschaft, gemeinsam eine Gesprächskultur herzustellen (2003, 71). Dabei kommen eine ganze Reihe von Herausforderungen zum Tragen (Schlehe 2003, 71f): Jede Interviewsituation ist neu und spezifisch je nach Beteiligten und Kontext, die Durchführung fordert hohe Aufmerksamkeit und Flexibilität und die Beteiligten sind verschiedenen Ambivalenzen ausgesetzt. Auch hier wird – wie schon bei Hauser-Schäublin's Ausführungen zur teilnehmenden Beobachtung – die „Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz“ deutlich (Schlehe 2003, 72). Schlehe bezeichnet dies als das große methodische Problem, aber auch besondere Potenzial der Ethnologie (2003, 72).

Ein Interview ist meist eingebettet in informelle Gespräche und Begegnungen (Schlehe 2003, 75). Als Interviewerin mache ich meinen GesprächspartnerInnen meine Absichten so deutlich wie möglich und informiere sie über meinen Umgang mit den Daten und deren Pseudonymisierung (Schlehe 2003, 74). Außerdem hole ich vorab ihr Einverständnis ein das Gespräch aufzunehmen, um es zu einem späteren Zeitpunkt transkribieren zu können (Schlehe 2003, 77, 86).

Schlehe unterscheidet zwischen unstrukturierten und halbstrukturierten Interviewvarianten (strukturierte bzw. standardisierte Interviews mit einem festen Frage-Antwort-Schema fallen unter quantitative Methoden) und weist darauf hin, dass in der anthropologischen Praxis hinsichtlich der Interviewtechniken und Stile meist Mischformen zur Anwendung kommen (2003, 76–78).

Bei einem unstrukturierten, themenzentrierten Interview sind Abschweifungen von Seiten des/der Interviewten durchaus erwünscht, da sie es ihm/ihr ermöglichen eigene Schwerpunkte zu setzen. Meine Aufgabe als Interviewerin ist es, wieder zum Thema zurückzulenken, nachzufragen oder bilanzierend zu spiegeln (Schlehe 2003, 78). Für mein Interview mit Anna Kreutzer, Angestellte bei voluntaris und Bäuerin in Ausbildung, hatte ich rund um die Milchproduktion und -wirtschaft einige Leitfragen vorbereitet. Die Offenheit des themenzentrierten Interviews ermöglichte es, dass Anna mich auf vieles hinweisen konnte, was ich vorher noch nicht im Blick hatte. Dies stellte eine wichtige Ergänzung dar und verschaffte mir einen besseren Ausgangspunkt für meine weitere Forschung.

Unstrukturierte, narrative Interviewformen bieten den Interviewten besonders viel Raum, die eigene Erzählweise zu entfalten (Schlehe 2003, 77). In meinem Interview

mit Maria Hackl vom Biobauernhof „Hinterleiten“ stellte ich im Lauf des Gesprächs immer wieder Erzählungen generierende Fragen, Nachfragen und bilanzierende Fragen (Schlehe 2003, 77). Es war ein relativ kurzfristig durchgeführtes Interview während meines ersten Feldforschungsaufenthaltes mit dem Ziel, mehr über Marias persönlichen Werdegang und ihre Geschichte mit dem Bauernhof zu erfahren. Der Gesprächsverlauf war sehr lebendig, eingebettet in alltägliche Arbeiten, die wir nebenher verrichteten, und viele informelle Gespräche davor und danach. Nachdem wir uns zu dem Zeitpunkt schon persönlich kannten und Maria ihre Zustimmung zur Aufnahme bereits gegeben hatte, legte ich zu Beginn des Interviews mein bereits aufzeichnendes Handy unauffällig auf den Tisch, ohne es weiter zu kommentieren. So störte der Start der Aufnahme weder den Gesprächsfluss noch die Atmosphäre. Maria bemerkte es später und befürwortete mein Vorgehen.

Mein drittes und letztes formelles Interview war ein halbstrukturiertes ExpertInneninterview, das ich mit Ernst Halbmayr, Gründungsmitglied der IG Milch führte. Er galt mir als Experte für die Geschichte und Entwicklung der IG Milch, da er von Anfang an in der einen oder anderen Führungsrolle dabei war und häufig im Namen der IG Milch als Sprecher bei öffentlichen Veranstaltungen auftrat. Dieses Interview führte ich zum Abschluss meiner Forschung, als ich bereits über genug Wissen verfügte, um gezielt Fragen nach Hintergründen und Entwicklungen zu stellen, die nicht (mehr) zur öffentlichen Rhetorik der IG Milch gehörten. Meine Fragen hatte ich in einem Leitfaden zu Themen gruppiert vorbereitet. Ernst war es gewöhnt, vor Mikrofonen und Publikum zu sprechen, und achtete selbst darauf, eine gute Aufnahme zu produzieren. So hatte ich keine Bedenken, ein Stereo-Aufnahmegerät und einen Mikrofonständer zu benutzen, die für eine viel bessere Aufnahmequalität sorgen als ein Handy mit Aufnahme-App. Neben den Audioaufnahmen der Gespräche hielt ich weitere Informationen zu Zensusfragen, Rahmenbedingungen, Zeit und Ort in handschriftlichen Protokollen fest. Aus diesen Informationen sowie den Transkripten der Aufnahmen erstellte ich je eine gemeinsame Datei zu den Gesprächen. Für die Transkription erstellte ich mir eine Liste mit eigenen Transkriptionsregeln, um Nachvollziehbarkeit und Einheitlichkeit sicher zu stellen. Dabei orientierte ich mich daran, wieviel verschriftlichte, nebensprachliche Information zu einem größeren Verständnis des Gesagten beiträgt, und an Fragen des zeitlichen Aufwands sowie der Lesbarkeit (vgl. Flick 2017, 380). Entsprechend transkribierte ich das themenzentrierte Interview mit Anna Kreutzer nicht vollständig, sondern

nur in Teilen und erstellte für den Rest ein detailliertes Inhaltsverzeichnis. Außerdem verzichtete ich weitgehend darauf, meine zustimmenden Äußerungen zu transkribieren, sofern sie keine weitere Aussage beinhalteten, und die Gleichzeitigkeit von Aussagen optisch abzubilden. Wo diese Gleichzeitigkeit inhaltlich relevant wurde, hielt ich dies in einem Kommentar fest. In diesen Entscheidungen hielt ich mich an die Empfehlung Kowal und O'Connells, nur die Information zu transkribieren, die auch analysiert werden soll (2017, 443f). Um Bedeutungs- und vor allem Betonungsnuancen beim Wechsel zum Schriftdeutschen nicht zu verlieren, entschied ich mich, gesprochenen Dialekt schriftlich abzubilden. Ähnlich wie bei der Transkription des eye-dialect (vgl. Kowal und O'Connell 2017, 441) schrieb ich strikt, was ich hörte.

Bei allem Bemühen um eine möglichst getreue Wiedergabe des Gesprächs müssen wir uns doch bewusst sein, dass Transkripte „immer selektive Konstruktionen“ sind (Kowal und O'Connell 2017, 440). Sie sind geprägt von laufenden interpretativen und analytischen Entscheidungen der transkribierenden Person (Emerson, Fretz und Shaw 2011, 13). Außerdem geht mancherlei Information durch unverständliche Aufnahme-passagen verloren, eine Tatsache, die Lotte Hoek als unvermeidbar bezeichnet – und als Erinnerung, dass Aufnahmen keine Garantie für konkrete und reproduzierbare Daten darstellen (Hoek 2014, 108).

Die Transkripte der Interviews dienen mir als Grundlage für die Analyse. Dabei gehe ich wie bei meinen Feldnotizen nach dem Prinzip des open coding vor (siehe unter „Analyse“), da sie jeweils eigene Elemente meiner Forschung bilden und nicht für den direkten Vergleich gedacht sind.

Im Führen von Interviews habe ich vergleichsweise viel Erfahrung. Vorbereitung und Durchführung gelingen mir gut und es fällt mir leicht, ein flüssiges Gespräch zu führen und gleichzeitig meine Leitfadenfragen im Blick zu behalten. Inzwischen habe ich auch gelernt, mit Nach- und Detailfragen nicht zurückhaltend zu sein, so dass ich während der Transkriptionen nicht mehr auf inhaltliche Lücken gestoßen bin.

Sammeln

Hans Fischer beschreibt Sammlungen als einen Teil der Dokumentation, mit der die Daten der Forschung gesichert werden (2003, 265). In meinem Fall bedeutete Sammeln hauptsächlich Internetrecherche und das Mitnehmen von Flyern und Broschüren

von den Veranstaltungen, die ich im Rahmen der teilnehmenden Beobachtungen besuchte. Auch Zeitungsartikel, Radiobeiträge, Dokumentationsfilme, statistisches Material, Emails, Fotos und eigene Audioaufnahmen vom Melken zählen zu meiner Sammlung. Es handelt sich bei meinen gesammelten Materialien sowohl um Erinnerungsstützen als auch um Illustrationen und Beispiele sowie um ergänzende Daten und Kontextinformationen zu Daten.

Um einen Überblick über die relevanten Materialien zu behalten, hielt ich in den Protokollen fest, welche Dokumente jeweils dazu gehörten. Beim Sammeln möchte ich in Zukunft fokussierter vorgehen, um Fülle und Zeitaufwand einzudämmen. Es ist allerdings schwierig, fokussiert zu sammeln, wenn die Forschungsfrage im Fluss ist. Zur Analyse zog ich hingegen nur die Materialien heran, die meine Feldnotizen, Transkripte, Protokolle und Fotos inhaltlich ergänzten.

Analyse

Zur Analyse orientierte ich mich an den Ausführungen von Emerson, Fretz und Shaw, in denen sie einen Grounded Theory Approach beschreiben, der sowohl induktiv als auch deduktiv – da zu jedem Zeitpunkt von Theorien geprägt – ist (2011, Kapitel 6).

Mein Analyseprozess unterschied sich etwas von dem von Emerson, Fretz und Shaw beschriebenen, zu Beginn völlig offenen Vorgehen, da mein thematischer roter Faden mit der Frage danach, was die Milchkrise tut, bereits feststand. Mein offenes Kodieren gestaltete sich daher schon im ersten Schritt etwas selektiver. Für diesen Schritt hatte ich meine Feldnotizen, Transkripte und Protokolle mit einem breiten Rand rechts formatiert und ausgedruckt, so dass ich dort jetzt erste Codes notieren konnte. Codes sind laut Emerson, Fretz und Shaw Stichwörter, die auf konkrete analytische Dimensionen verweisen und aus dem systematischen Lesen der Daten entwickelt werden.

Den Fotos hatte ich zuvor im Programm Adobe Photoshop Lightroom mithilfe der Stichwortfunktion Codes zugeordnet und diese in eine Word-Datei exportiert, wo ich sie gesammelt auf einen Blick hatte und gruppieren sowie neu sortieren konnte. Außerdem inkorporierte ich die Foto-Codes in den jeweils zugehörigen Textdokumenten. Auf diese Weise konnte ich die Inhalte der Fotos beim offenen Kodieren der Textdokumente mitberücksichtigen und sie mit den neuen Codes gemeinsam weiterentwickeln. Diese Weiterentwicklung meiner ersten Codes, die nicht mehr als eine wilde Sammlung von Stichworten waren, zu einem hierarchisch und in sich logisch schlüssigen

Kodebuch stellte den nächsten Schritt des Kodierprozesses dar. Hierbei bewegte ich mich ständig zwischen den Daten, theoretischer Literatur und immer neuen Mindmaps, in denen ich versuchte, mein erworbenes Wissen grafisch miteinander in Beziehung zu setzen, hin und her. Dieser Schritt gestaltete sich tatsächlich so, wie ihn Emerson, Fretz und Shaw beschrieben hatten: iterativ, fortschreitend und immer selektiver, bis ich schließlich eine Mindmap gezeichnet hatte, in der alle Hauptkodes und ihre Beziehungen zueinander festgehalten waren. An diesem Gerüst konnte ich mich in der Erstellung sowohl meines Vortrags für die Konferenz SIEF2019 als auch des Inhaltsverzeichnisses für diese Arbeit orientieren: der Aufbau stand. Noch einmal ging ich meine Daten durch und ordnete jede relevante Passage den ausgewählten Haupt- und Subkodes zu. Zu diesem Zeitpunkt nahm ich auch noch weitere Dokumente aus meiner Sammlung in die Analyse auf. Diesen Schritt führte ich mit „atlas.ti“, einem Computerprogramm für qualitative Datenanalyse, durch. Ich war sehr schnell an meine Grenzen gestoßen, als ich versuchte, händisch oder mithilfe von diversen Word-Dateien einen dokumentübergreifenden Kode-Index zu erstellen. Atlas.ti sollte mir helfen, quer durch alle Daten den Überblick über meine Codes zu behalten. Obwohl ich mich dazu erst neu in dieses Programm einarbeiten musste, erleichterte es mir meine Arbeit sehr. Aufgrund meiner Dialekt-Transkription konnte ich allerdings nicht die Funktion des automatischen Kodierens nutzen, sondern musste jede Passage (in atlas.ti „Zitat“ genannt) einzeln händisch zuordnen. In Zukunft transkribiere ich große Datenmengen lieber schriftdeutsch und überlege mir eine andere Möglichkeit, um Bedeutungs- und Betonungsnuancen abzubilden. Denn nicht erst der Kodierungsprozess wird verlangsamt, sondern auch die Transkription und das Lesen der Texte.¹

Ich erstellte Kommentare mit Erklärungen zu den Codes direkt in atlas.ti, wo ich sie laufend ergänzte und erweiterte. Atlas.ti bot mir zudem die Möglichkeit, Beziehungen zwischen den Codes oder Zitaten zu definieren und in Netzwerken abzubilden, was mir bei der Erstellung der Kode-Hierarchie half. Außerdem konnte ich die Namen und Zuordnungen von Codes gleichzeitig quer durch alle Dokumente hindurch überarbeiten oder anpassen. Das Arbeiten mit der Datenmenge von etwa 380 Textseiten in 20

¹ Außerdem widerspricht es wissenschaftlichen Standards Zitate im Dialekt zu publizieren, weil dadurch unbewusste, mit Dialekt verbundene Vorurteile ins Spiel kommen oder sogar perpetuiert werden (vgl. Chakraborty 2017). Folglich hätte ich die Transkripte besser schriftdeutsch verfasst.

verschiedenen Dokumenten war für mich eine neue Herausforderung und wurde mit Hilfe dieses Programms sehr viel übersichtlicher, geordneter und bewältigbarer.

Der Analyseprozess ist nie ganz abgeschlossen. Selbst während des Schreibens kann es noch notwendig werden, Kategorien zu verfeinern, die sich als zu ungenau herausstellen.

2.1.4. Reflexion meiner Rollen und Beziehungen im Feld

Als Forscherin bemühte ich mich um größtmögliche Transparenz, indem ich bei jeder Gelegenheit offen von meiner Forschung und meiner Masterarbeit erzählte. An dieser Rolle schätze ich, dass ich mit immer größerer Selbstverständlichkeit eine Menge Fragen stellen, fotografieren, Audio aufnehmen und öffentlich Notizen machen kann (eine Anregung von Emerson, Fretz und Shaw 2011, 37).

Als Anthropologin in einem Feld, in dem mir so viel vertraut war, stellte ich mir lange die Frage, wie ich dies theoretisch berücksichtigen sollte. Die Milchwirtschaft und der bäuerliche Lebensalltag waren mir fremd genug, dass mir keine zusätzlichen Maßnahmen notwendig erschienen, um meine methodische Offenheit sicherzustellen. Doch ich konnte die vielen Gemeinsamkeiten nicht unbeachtet lassen. Gemeinsame Vorannahmen könnten dazu führen, dass Informationen in der vermeintlichen Selbstverständlichkeit verschwinden. Ich war mir dieser Problematik schon während des Forschungsprozesses bewusst und machte es mir zur Gewohnheit, auch die simpelsten Dinge nachzufragen und in meinen Notizen festzuhalten, was ich von anderen gehört und was ich selbst daraus geschlossen hatte. So konnte ich bei vielen Details noch einmal nachhaken und die Sichtweise meiner InformantInnen erfragen.

Praktisch hatte ich also zu einem sinnvollen und angemessenen Umgang mit meinem Forschungsfeld gefunden, doch wie konnte ich diese Beziehung von Vertrautheit und Fremdheit theoretisch fassen? Fiel das, was ich tat, unter „anthropology at home“? Emerson, Fretz und Shaw halten fest, dass EthnographInnen fast immer gleichzeitig InsiderInnen und OutsiderInnen sind (2011, 165) und genauso multidimensional wie die Menschen, unter denen sie forschen (2011, 163). Nach Alvesson findet „at-home ethnography“ statt in „a cultural setting to which the researcher-author has a ‘natural access’ and in which s/he is an active participant“ (2009, 156). Nachdem ich mich ex-

plizit zu Forschungszwecken unter Milchbauern und -bäuerinnen begab und die Kontakte und Beziehungen erst herstellen musste, trifft diese Definition nicht auf mich zu. Vielmehr identifiziere ich mich gemäß Becker, Boonzaier und Owen als „Citizen Anthropologist“ (2005).

EinE Citizen Anthropologist forscht in derselben Gesellschaft, in der er/sie lebt. Er/sie teilt also einen geographischen, aber vor allem einen historischen und politischen Raum mit den Menschen, unter denen er/sie forscht, und wird in erster Linie als MitbürgerIn („fellow-citizen“) wahrgenommen (2005, 124). Laut den AutorInnen, die den Begriff Citizen Anthropologist von Angela Cheater übernommen haben, geht dieser hinaus über die übliche Dichotomie von vertraut und fremd, von Zuhause und weit weg (2005, 124; vgl. auch Gullestad 2008, 10). Er trägt der Tatsache Rechnung, dass manches, aber eben nicht alles Wissen geteilt wird (vgl. Gallinat 2010, 27, beziehend auf Abu-Lughod und Narayan). Er verweist darauf, dass die anthropologische Forschung eng verbunden ist mit den Machtverhältnissen und -unterschieden, die innerhalb des gemeinsamen historisch-politischen Raumes herrschen (Becker, Boonzaier und Owen 2005, 124). Becker, Boonzaier und Owen machen auch auf den besonderen Umstand aufmerksam, dass Citizen Anthropologist für ihr Verhalten im Feld und die Konsequenzen ihrer Forschung und Publikationen direkt zur Rechenschaft gezogen werden können, nachdem diese ihren InformantInnen leichter zugänglich sind (2005, 126). So arbeite auch ich an meinen Forschungsergebnissen mit meinen InformantInnen, vor allem mit Maria und Ernst, als LeserInnen im Hinterkopf. Ich hoffe, dass sie ihre Lebenswirklichkeit, ihre Aussagen und Meinungen in der fertigen Masterarbeit als angemessen wiedergegeben wahrnehmen und respektieren können, was ich in meiner Analyse daraus gemacht habe.

Dieser Wunsch basiert auf den Beziehungen, die im Laufe der Forschung zwischen uns gewachsen sind. Besonders Maria wurde mir zu einer Vertrauten, mit deren Anliegen ich mich gut identifizieren konnte, so dass es mir schwerfiel, innerlich die zur Analyse nötige Distanz zu finden. Doch ohne diese Distanz laufe ich Gefahr, zu einseitig und unkritisch und damit unwissenschaftlich aus meinem Forschungsfeld zu berichten (vgl. Ybema und Kamsteeg 2009, 101).

Beim gemeinsamen Arbeiten und Kennenlernen mit Maria hatten wir immer wieder Gelegenheit, Vorurteile zu „Stadtmenschen“ und „Landmenschen“ abzubauen. Solche Stereotypen verweisen auf unsere unterschiedlichen sozialen Positionalitäten. Mein

Hintergrund als junge Frau aus der Stadt, Studentin, weiß, mit österreichischem Deutsch als Muttersprache etc. hat Auswirkungen darauf, wie ich wahrgenommen werde und wie mit mir umgegangen wird (vgl. Emerson, Fretz und Shaw 2011, 163ff). So wurde mir zum Beispiel am Bauernhof im Kontext gegenderter Arbeitsbereiche eine Rolle an Marias Seite zugedacht. Dies hatte zur Folge, dass ich manche Arbeitsabläufe wie das Melken besonders im Detail erlebte und andere wie das Ausmisten, das Hans übernahm, oder die Kontrollgänge zu den Kalbinnen, die zu Thomas' Aufgaben gehörten, kaum oder gar nicht. Dazu schreibt Hauser-Schäublin pragmatisch, dass einE ForscherIn eben nicht überall gleichzeitig sein kann und Rollen auch zugedacht bekommt (2003, 48). Schlehe meint, dass es sich dabei nicht um ein epistemologisches Defizit handle, das es in methodologischer Konsequenz zu eliminieren gelte, sondern um die Herausforderung und Potenz ethnographischer Forschung (2003, 89f). In Zukunft möchte ich die Rollenzuteilung schon im Feld bewusst reflektieren, um aktiver nach Zugängen zu weiteren Bereichen suchen zu können, sofern diese für meine Forschung relevant sind.

Mein Hintergrund hat auch Auswirkungen darauf, wie ich Dinge erlebe und einordne. Rapport (2010, 92f) empfiehlt, die eigenen Begrenzungen explizit zu machen und die Forschung im Sinne des wissenschaftlichen und auch moralischen Zugewinns fortzusetzen. Denn, so Rapport, es bleibt dem/der ForscherIn nicht erspart, Position zu beziehen und sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden. Die Seite, für die ich mich hier entscheide, ist die der Milchbauern und -bäuerinnen, die ich in ihrem Alltag oder ihren öffentlichen Aktivitäten begleiten konnte. Die Sichtweisen und Anliegen der Menschen, die in der milchverarbeitenden Industrie und Distribution arbeiten, oder derjenigen, die politisch relevante Entscheidungen treffen oder Gesetze erlassen, kommen in meiner Arbeit nicht vor.

Gegenüber Dritten stellte Maria mich häufig als ihre Praktikantin vor. Diese Rolle konnte ich dank der Vermittlung meines Arbeitseinsatzes durch voluntaris einnehmen. Ging das Gespräch dann entsprechend weiter, durfte ich Fragen zu meinem Studium beantworten und konnte dann auch auf meine Forschung näher eingehen. Wenn kein weiteres Interesse bestand, war dies eine angenehm unkomplizierte Art, meine Anwesenheit zu erklären.

Hauser-Schäublin weist darauf hin, dass das Sammeln von Informationen und Daten, das dem persönlichen Ziel des Studienabschlusses dient, ohne Gegengabe unter Ausbeutung fällt (2003, 52). Auch wenn von vielen GesprächspartnerInnen meine Anteilnahme und mein Interesse als Wert an sich geschätzt wurden, bemühte ich mich um angemessene Gastgeschenke. Meine Gegenüber sollten wissen, dass ich für ihre Zeit, ihre Worte und den Einblick in ihr Leben dankbar war und bin.

2.2. Um wen geht es? Die ethnographischen Beispiele

Ernst und Maria sind die beiden ProtagonistInnen meiner Forschungsgeschichte. Auf den nächsten Seiten soll es um sie gehen, aber nicht nur um sie. Ich werde auch die Frage beantworten, was sie miteinander und mit anderen Bauern und Bäuerinnen gemeinsam haben und was sie unterscheidet. Um dies zu erklären und ihren sozialen und politökonomischen Kontext zu beschreiben, ziehe ich neben meiner Forschung Statistiken, historische Analysen, anthropologische Theorien und weitere Literatur heran. Es soll ein lebendiges und differenziertes Bild der Herausforderungen, denen sie sich gegenübersehen, und des ausdauernden Widerstands, den sie diesen entgegensetzen, entstehen.

2.2.1. Ernst Halbmayr, die IG Milch und das Ende der Milchquote

Die IG Milch ist ein österreichischer Verein, der 2004 ins Leben gerufen wurde. Ihr voller Name lautet „IG-MILCH – Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern“, sie hat ihren Sitz in Vorderweißenbach, Oberösterreich und ihr Obmann ist (mit Stand 2020) Ewald Grünzweil. Ich ließ mir die Entwicklung des Vereins und seiner Bemühungen von Ernst Halbmayr, selbst Milchbauer und Gründungsmitglied, erzählen. Zu Beginn standen erste Proteste von Milchbauern und -bäuerinnen gegen Billigpreise bei Milchprodukten, die von Handelsketten beworben



Abb. 1: Logo der IG Milch von der Gründung 2004 bis 2013



Abb. 2: Logo der IG Milch seit 2013

wurden. Diese Proteste fanden großen Anklang bei den Bauern und Bäuerinnen und es wurde ein Verein gegründet, um den Widerstand gemeinsam zu organisieren. Das Interesse war groß, schon in den ersten Monaten ihrer Existenz zählte die IG Milch über 2000 Mitglieder.

Ernst erzählt, sie hätten damals nur eine Botschaft gehabt: Mehr Geld für die Bauern und Bäuerinnen pro Liter Milch. Faire 40 Cent sollten bei den Milchbauern und -bäuerinnen ankommen. Mit dieser Forderung „konnten sich alle identifizieren“, so

Ernst. HauptadressatInnen ihrer Kritik waren die Handelsketten und durch ihre immer besser organisierten Proteste konnte die IG Milch einige Zugeständnisse erwirken.

Doch, erzählt Ernst weiter, bald wurde ihnen klar, dass das Hauptproblem der Milchbauern und -bäuerinnen nicht im Handel zu suchen war, sondern an verschiedenen anderen Stellen in der Milch- und Agrarwirtschaft. Die Billigpreise entstanden u.a., weil sich die Molkereien gegenseitig unterboten. Um die Position der Bauern und Bäuerinnen innerhalb der Wertschöpfungskette zu stärken, startete die

IG Milch in den folgenden Jahren zwei Initiativen. Im Juli 2006 begann sie mit der Auslieferung von „A faire Milch“, ihrer eigenen Milchmarke. Mit österreichischer Qualitätsmilch im auffälligen Design (Abb. 3) brachten sie eine Milchpackung in die Regale der Handelsketten, die mit einem damaligen Preis von 1,09 € um min-



Abb. 3: Werbung für „A faire Milch“

destens 10 Cent teurer war als jede andere. Diese 10 Cent gingen über ein Treuhandkonto der IG Milch direkt an den/die anliefernden Bauern/Bäuerin. 2008 startete die IG Milch ihre ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch Austria GmbH“ unter der Geschäftsführung von Ernst. Das Ziel war, die Verhandlungsposition der Milchbauern und

-bäuerinnen gegenüber Molkereien zu stärken, indem der Rohstoff Milch vor seinem Verkauf zu einer für den Markt bedeutenden Menge gebündelt wurde. Zu Beginn sehr erfolgreich, musste das Projekt 2017 wegen Unrentabilität beendet werden.

Die Bemühungen und die Vision der IG Milch sind jedoch nicht auf Österreichs Bauern und Bäuerinnen beschränkt. 2006 wurde das European Milk Board (EMB), eine pan-europäische Interessensvertretung für MilcherzeugerInnen mit Sitz in Brüssel, unter Mitarbeit von Ernst Halbmayer und der IG Milch gegründet (Abb. 4). Seit 2014 findet unter der Leitung des EMB eine jährliche „Faire Milch Konferenz“ statt, auf der als Höhepunkt die „Goldene Fäironika“ verliehen wird.

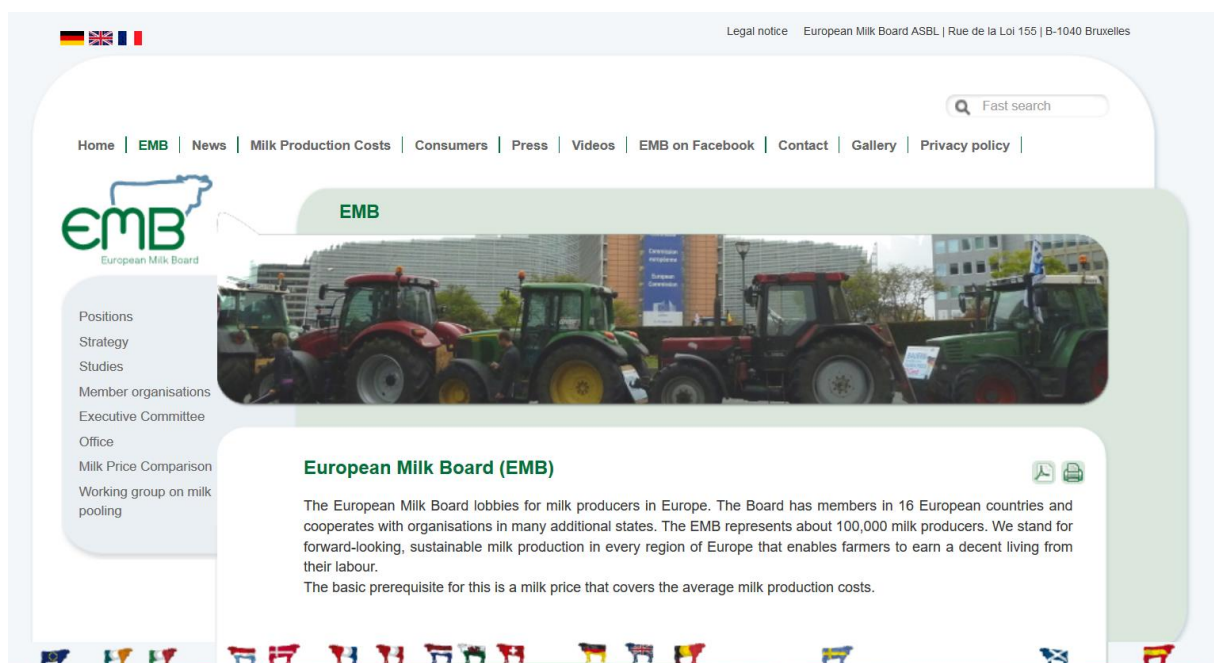


Abb. 4: Screenshot der Homepage des European Milk Board (EMB)

Das Ende der Milchquote mit 31. März 2015 und die damit verbundenen Entwicklungen am Milchmarkt brachten die IG Milch und ihre Mitglieder wieder vermehrt zu Protesten auf die Straßen und ihre Anliegen und die „Milchkrise“ in die Medien.

Die Milchquote war eine Beschränkung der Milchproduktion, die 1978 in Österreich und 1984 in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft eingeführt wurde, um die „Milchseen“ und „Butterberge“ der 1970er Jahre einzudämmen. Jedem Mitgliedsstaat wurde eine feste Produktionsquote zugewiesen, deren Überschreitung mit einer „Zusatzabgabe“ sanktioniert wurde (Sinabell und Schmid 2008, 255). Diese war so hoch angesetzt, dass die Produktion finanziell unrentabel werden sollte. Dadurch sollte auch der Milchpreis stabilisiert werden. Diese Zielsetzung wurde allerdings nicht konsequent

verfolgt. Laut der Arbeitsgemeinschaft Globale Verantwortung, ein Dachverband von österreichischen Nichtregierungsorganisationen, wurde die Milchquote zu Beginn 10% über dem Eigenbedarf der Europäischen Gemeinschaft festgesetzt (Globale Verantwortung 2017, 5). Damit war sie, so deren Schlussfolgerung, schon von vornherein zu hoch angesetzt, um den Milchmarkt erfolgreich zu stabilisieren (Globale Verantwortung 2017, 5). Doch damit nicht genug, wurde die Referenzmenge (d.h. die Quotenhöhe) über die Jahre noch ausgeweitet: In Österreich betrug die Milchlieferteistung im Jahr der Einführung der Milchquote 1978 2,21 Mio. Tonnen Milch (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft 1979, 117). Im letzten Milchwirtschaftsjahr (ein Milchwirtschaftsjahr läuft von 1. April bis 31. März des Folgejahres), in dem die Milchquote noch Gültigkeit besaß, also 2014/15, betrug die Milchlieferteistung 3,06 Mio. Tonnen Milch (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2015, 174). Dies bedeutet eine Steigerung der angelieferten Milchmenge² um fast 40% während der 37 Jahre, in denen die Quotenregelung galt. Solche Steigerungen waren möglich, so Sinabell und Schmid für das Österreichische Wirtschaftsforschungsinstitut (WIFO), weil die Milchquote immer wieder erhöht wurde (2008, 256).

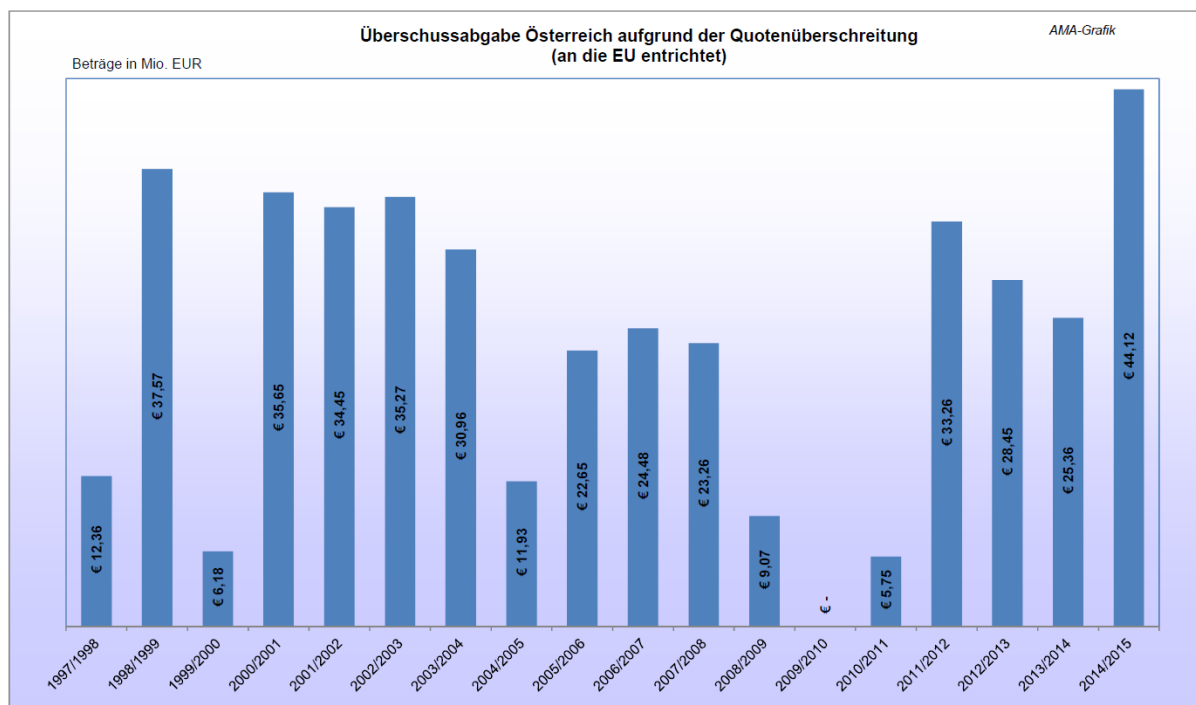


Abb. 5: Überschussabgaben Österreichs für die Milchwirtschaftsjahre 97/98 bis 14/15 (© AMA)

² Seit 2005 ist die „Milchlieferteistung“ mit der „Milchanlieferung“ ident. Davor umfasste erstere auch Bauernbutter und Alpkäse, die seit 2005 unter die Produktmenge an/ab Hof fallen (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2015, 174).

Die Milchlieferleistung von 2014/15 beinhaltet jedoch auch die Überlieferungen, für die eine Zusatzabgabe zu zahlen war. Diese fielen mit ca. 44,6 Mio. Euro (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2015, 45) aufgrund der Produktionsausweitung in Vorbereitung auf das Quotenende besonders hoch aus. Trotz der stetigen Erhöhungen wurde die Quote auch vor 2014/15 fast jedes Jahr überschritten, sowohl von Österreich (Abb. 5), als auch EU-weit (Abb. 6) (Sinabell und Schmid 2008, 263; Agrarmarkt Austria 2015a; 2015b).

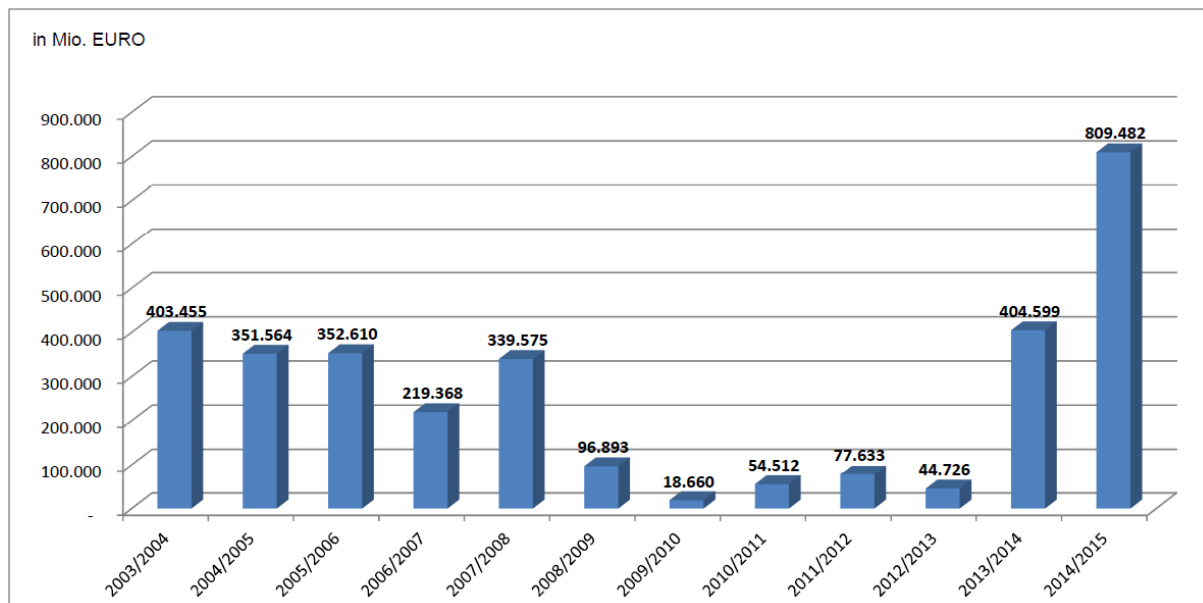


Abb. 6: Gesammelte Überschussabgaben aller EU-Staaten, die die Quote im jeweiligen Milchwirtschaftsjahr (03/04-14/15) überschritten hatten (© AMA)

Die ursprüngliche Höhe der Milchquote, ihre beständige Ausweitung über die Jahre sowie deren regelmäßige Überschreitungen standen im Widerspruch zu den Zielen ihrer Einführung. Diese Handhabung konterkarierte die Bemühungen um Produktionsverminderung und Preisstabilität (vgl. Krammer und Rohrmoser 2012, 185f). Sie stand vielmehr im Einklang mit dem Paradigmenwechsel, der im Rahmen der Reform der GAP (Gemeinsame Agrarpolitik der EWG und später der EU) 1992 konkrete Formen annahm und demzufolge direkte Eingriffe in die Agrarmärkte der EU kontinuierlich zurückgenommen werden sollten (Sinabell und Schmid 2008, 255; Kirner 2017, 43). Mit der Agenda 2000 Reform wurden auch Maßnahmen für den Milchmarkt beschlossen: die Senkung der Interventionspreise (die Preise, zu denen staatliche Interventionsstellen Überschüsse aufkaufen, d.h. garantierte Mindestpreise), die Erhöhung der Milchquote und die Einführung von Direktzahlungen an Betriebe mit Milchquoten als Ausgleich für die Preissenkung (Sinabell und Schmid 2008, 255; Kirner 2017, 44). Die

Liberalisierung des Milchmarkts und des Agrarmarkts allgemein schritten mit den weiteren Reformen der GAP voran (vgl. Kirner 2017, 44ff). Insofern war es konsequent, die Milchquote demnächst auslaufen zu lassen. Seit ihrer Einführung hatte die Europäische Kommission (EK) regelmäßig ihre Weiterführung empfohlen, zuletzt im Jahr 2003 für eine Laufzeit bis 2015 (Sinabell und Schmid 2008, 255). Damals gab es auch erstmals eine Einigung darauf, die Quotenregelung auslaufen zu lassen (Giles 2015, 20). Spätestens 2008 war allgemein absehbar, dass die EK keine Verlängerung mehr vorschlagen würde und die Milchquotenregelung mit 31.03.2015 beendet werden würde (Sinabell und Schmid 2008, 255; Kirner und Tribl 2008, 11). Zu diesem Zeitpunkt hatte sich der Weltmilchmarkt überraschend positiv entwickelt: Erstmals lagen der Weltmarktpreis und der EU-Inlandspreis auf gleicher Höhe (Sinabell und Schmid 2008, 258). Bis dahin waren Milchprodukte in der EU immer um einiges teurer gewesen als weltweit (Sinabell und Schmid 2008, 257f). Sollten sich die Weltmarktpreise auf diesem höheren Niveau stabilisieren, wäre die „sanfte Landung“ nach dem Ende der Milchquote, auf die die EU abzielte, erreichbar, so Sinabell und Schmid (2008, 263). Wenn nicht, gälte wieder die Einschätzung einer vor dem unerwarteten Preisanstieg von der EK beauftragten Studie, führen die Autoren weiter aus. Demnach wäre nach dem Ende der Quote in der EU mit einem Einbruch der Preise um 10% zu rechnen (Sinabell und Schmid 2008, 264; beziehungsweise auf Réquillart 2008).

Das hohe Preisniveau hielt sich nicht. Stattdessen fiel das Quotenende mit der Schließung des russischen Marktes für EU-Exporte, einer drastischen Abnahme der Nachfrage in China, sinkenden Importzahlen für Milchprodukte in Afrika und Südostasien sowie Produktionszunahmen in den USA, Neuseeland, Australien und der EU selbst zusammen (Giles 2015, 20). Zusammengenommen führte dies zu „a highly testing time for many dairy farmers around the world which may continue for some time to come“ so Giles in der agrarökonomischen, populärwissenschaftlichen Zeitschrift *Euro-Choices* (Giles 2015, 20). Grund dafür sind die deutlich größeren Schwankungen bei den bäuerlichen Einkommen durch diesen Prozess der Liberalisierung (nicht nur) der GAP und der Orientierung am Weltmarkt. Volatile Preise sind eine absehbare weil logische Konsequenz der Rücknahme von Markteingriffen: Werden Preisstützungsmaßnahmen abgebaut, sind Preise weniger stabil (Sinabell und Schmid 2008, 263; Schmid u. a. 2011, 4; Kirner 2017, 62).

In dieser Situation fühlten sich viele Milchbauern und -bäuerinnen in ihrer Existenz bedroht und protestierten von Wien bis Brüssel. Die Medien nahmen sich des Themas an und Zeitungsartikel häuften sich, die „Milchkrise“ war allgegenwärtig.³ Zu dieser Zeit lernte ich die IG Milch kennen. Unser erster Berührungspunkt war die von ihnen organisierte Protestaktion inklusive Milchfest in Wien am 31.03.2016 zum ersten Jahrestag des Milchquotenendes (Abb. 7).

In den nächsten eineinhalb Jahren besuchte ich weitere Veranstaltungen, die die IG Milch in Kooperation mit anderen Organisationen abhielt: im Frühjahr 2017 eine Filmvorführung mit anschließender Diskussion sowie ein Pressegespräch und im Spätherbst eine Podiumsdiskussion, die unter der Regie von „Globale Verantwortung“ stattfand. Online recherchierte ich



Abb. 7: Transparente vor dem Haus der EU im Rahmen einer Protestaktion der IG Milch

weitere Auftritte, Veranstaltungen und Beiträge der IG Milch, abonnierte ihre Facebook-Seite und war häufige Besucherin ihrer Homepage (für Details zu den Daten siehe 7.2).

Zum Abschluss meiner Forschung führte ich ein Interview mit Ernst Halbmayr (Abb. 8), neben Obmann Ewald Grünzweil die zentrale Schlüsselfigur der IG Milch, um mehr über ihn und die IG Milch zu erfahren. Ernst ist 1963 geboren, verheiratet, hat erwachsene Kinder und führt mit seiner Frau in St. Peter in der Au den elterlichen Hof, einen Acker-Grünlandbetrieb, den er 1987 übernahm. Im selben Jahr stellte er auf biologische Produktion um, weil ihn, wie er sagt, der „Öko-Gedanke“ überzeugte. Ernst war

³ Für eine wissenschaftliche Untersuchung zu dieser von mir subjektiv wahrgenommenen Verbreitung der „Milchkrise“ am Beispiel der deutschen Presse vgl. Höhler und Hildenbrand (2016).



Abb. 8: Ernst Halbmayr

begeistert, durch das Agrikultur-Seminar „Erdsegen“, das 1987 in Neufelden stattfand, von Alternativen zur von Bauernbund und Landwirtschaftskammer gepredigten Intensivierung zu erfahren. Eine wichtige Rolle spielten zu diesem Zeitpunkt für ihn auch die Diskussionen um Österreichs EU-Beitritt, in denen die Landwirtschaft und die ihr prognostizierten Risiken und Gefahren überproportional große Bedeutung hatten (Salzer 2015, 77). Diese Diskussionen, so Ernst, hätten ihn, der „schon immer ein politischer Mensch“ gewesen sei, „wirklich politisiert“.

Nach der Umstellung auf biologische Produktion sah Ernst sich mit dem Problem konfrontiert, für seine Produkte AbnehmerInnen finden zu müssen. „Bio“ war neu in den 80ern, die Nachfrage gering und noch keine Absatzstruktur vorhanden. Ernst ging also daran, sich diese selbst zu schaffen. Er fand Gleichgesinnte und als „Bio-Trio“ auch gleich Medienecho in der Kronenzeitung, wie er lachend erzählt. Gemeinsam begannen sie 1990 mit der Direktvermarktung. „Gezwungenermaßen“, wie er sagt, „um überhaupt diesen Weg weitergehen zu können.“ Für seinen Hof organisierte er eine Arbeitsteilung, indem er mit zwei weiteren Familien eine Hofgemeinschaft schuf. Seinen Stall baute er um, damit in der eigenen Molkerei die Milch der Hofgemeinschaft verarbeitet werden kann. Ernst und seine KollegInnen merkten schnell, dass es besser und weniger gut funktionierende Möglichkeiten der Direktvermarktung gab, und eröffneten 1990 einen ersten Bauernladen in Waidhofen/Ybbs. Der nächste Schritt war, das Angebot über rein bäuerliche Produkte hinaus auszuweiten, und so erwarben sie einen Gewerbeschein und gründeten eine Vermarktungsfirma. 1995 wurde mit den „Hoflieferanten“ eine eigene Marke gegründet, die Produkte verschiedener Höfe bündelt (Abb. 9). Die Absatzmöglichkeiten für die „Hoflieferanten“ wuchsen und die Verarbeitung und Vermarktung wurde zu Ernsts Hauptbeschäftigung. 2016 wurde die Hofgemeinschaft angesichts des anstehenden Generationenwechsels wieder geteilt, doch die Zusammenarbeit läuft weiter wie zuvor.



Abb. 9: Screenshot der Homepage der Hoflieferanten

In Anbetracht von Ernsts persönlichem Werdegang, seinen Erfahrungen und seiner landwirtschaftspolitischen Positionierung erscheint sein Engagement in der IG Milch logisch zwingend. Was als Protest einiger Bauern und Bäuerinnen gegen Billigangebote von Milchprodukten begann, entwickelte sich in den 15 Jahren seines bisherigen Bestehens zu einem international vernetzten, medial und politisch hochaktiven Verein. Ernst arbeitete in der IG Milch jahrelang als Obmann-Stellvertreter mit, war Mitbegründer des European Milk Board und auch dort im Vorstand tätig. Als er die Geschäftsführung der ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch“ übernahm, stieg er aus den Vorständen aus, um Interessenskonflikten vorzubeugen. Die Projektleitung für „A faire Milch“ behielt er bei und übt sie bis 2020 aus.⁴ Im Rahmen dieser Tätigkeit nimmt er auch nach wie vor an den Vorstandssitzungen der IG Milch teil.

„A faire Milch“ war sehr gut angelaufen, hat inzwischen aber an Schwung verloren. „Es läuft schleppend“, erzählt Ernst, anhaltende Qualitätsprobleme kosteten sie Verkaufszahlen. Die verpflichtende Listung bei Spar wurde zu einer freiwilligen Listung herabgesetzt, woraufhin bei einigen Filialen die „A faire Milch“ aus den Regalen verschwand. Ernst sieht in dieser Entwicklung auch die Auswirkungen des Widerstands, welcher der IG Milch entgegengebracht wird. Das Verhältnis der IG zum Bauernbund, bzw. zur

⁴ Nachtrag: Ernst Halbmayr hatte die Projektleitung bis zur Einstellung des Projekts „A faire Milch“ im Juli 2020 inne.

Landwirtschaftskammer verschlechterte sich relativ bald, nachdem diese die IG zu Beginn noch unterstützt hatten. Einerseits wurde die IG Milch von der etablierten Bauern- und Bäuerinnenvertretung als Konkurrenz gesehen, erklärt Ernst, andererseits wurden die Gräben umso tiefer, je pointierter und differenzierter die IG Milch Position bezog. „Je mehr wir das System analysiert haben“, führt er aus, „umso klarer wurde, dass das Problem hauptsächlich im Agrarbereich liegt und nicht bei den Handelsketten.“ Ihre Aktionen zwangen VertreterInnen des Agrarbereichs, ebenfalls Position zu beziehen, und führten dadurch oftmals zu deren Distanzierung und ablehnender Kritik.

Dieser anhaltende Gegenwind durch die etablierten AkteurInnen in der Agrarwirtschaft und -politik findet seine Entsprechung in der Hartnäckigkeit und dem kämpferischen Geist der IG Milch. „Das Furchtlose und das Unbeugsame“, erinnert sich Ernst, „das haben die Leute so wahnsinnig bewundert. Und das hat uns auch den Zulauf beschert.“ Für ihn war nicht viel dabei, hatte er durch seine Pioniertätigkeit im Biolandbau und seine Erlebnisse in der Direktvermarktung doch schon viel Erfahrung mit „Spott, Häme und Misserfolgen“. Der größte Misserfolg der IG war, die ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch“ schließen zu müssen, weil ihre Weiterführung unwirtschaftlich geworden war – nicht zuletzt, weil die großen Molkereien Absprachen trafen und die „Freie Milch“ systematisch vom Markt drängten (mehr unter 4.1.2), so Ernst.

Doch von den 6000 Bauern und Bäuerinnen, die über die Jahre einmal Mitglied bei der IG waren, sind 2018 immer noch über 1000 dabei. Das Projekt „A faire Milch“ läuft weiter, die IG organisiert weiterhin Veranstaltungen und Proteste und sie versucht, das Verhältnis zwischen MilchlieferantInnen und Molkereien juristisch klären zu lassen. Doch, so Ernst, ziehen sie auch in Betracht, die „A faire Milch“ vom Markt zu nehmen und die IG Milch und ihre Tätigkeiten einzustellen, sollten sie diese juristische Auseinandersetzung verlieren. Aber, „unsere Initiativen sind noch nicht zu Ende“, hält Ernst fest. Bis es soweit ist, werden er und seine KollegInnen bei der IG Milch sich in gewohnter Manier laut, vielfältig und unvermindert für die Milchbauern und -bäuerinnen einsetzen.

2.2.2. Familie Hackl, Hof „Hinterleiten“ und die österreichische Agrarwirtschaft

Die IG Milch vertritt die Interessen ihrer Mitglieder, die Milchbauern und -bäuerinnen sind. Aber Milchbauer ist nicht gleich Milchbauer und Milchbäuerin nicht gleich Milchbäuerin. Bauern und Bäuerinnen sind eine sehr heterogene Gruppe – nicht nur weltweit, sondern auch innerhalb Österreichs. Sie können sich ausgesprochen stark unterscheiden nach der Größe und Form ihrer Betriebe, nach Erwerbsart und Produktionsweise sowie nach Ausbildungsgrad. Betriebsstandort und Familienverhältnisse bewirken sehr unterschiedliche Produktionsbedingungen. Folglich sind auch die Einkommensunterschiede zwischen LandwirtInnen zum Teil frappant. All diese Parameter werden noch ergänzt durch persönliche Werte und Ziele, was dazu führt, dass die Zukunftsperspektiven und -wünsche von Bauern und Bäuerinnen stark voneinander abweichen können.

Auf den nächsten Seiten werde ich einige Entwicklungen in der Agrarwirtschaft der letzten Jahrzehnte beschreiben, die zwar alle Bauern und Bäuerinnen in Österreich betreffen, sich aber zum Teil sehr unterschiedlich auf sie auswirken. Maria Hackl, auf deren Hof „Hinterleiten“ ich einige Zeit verbringen durfte, ihre Familie und ihr Betrieb dienen hierbei als Anschauungsbeispiele. „Hinterleiten“ soll jedoch nicht als repräsentativ für einen statistischen Durchschnitt verstanden werden oder als „der österreichische Bauernhof“ schlechthin gelten. Maria vertritt eine bestimmte, bäuerliche Lebensweise zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihrem Leben, ihre Geschichte und ihr Umfeld sind individuell. Andererseits kann diese Momentaufnahme von Maria und ihrem Hof als exemplarisch gelten für Milchbauern und -bäuerinnen, wie die IG Milch sie vertritt, – obwohl sie selbst gar kein Mitglied ist – weil ihre Lebens- und Wirtschaftsweise bedroht ist.

Maria wuchs selbst auf einem Bauernhof auf und absolvierte eine Ausbildung im sozialen Bereich. Sie hatte nicht vor, wieder auf einem Hof zu arbeiten, doch es kam anders als geplant und – frisch verheiratet – übernahmen Maria und Hans den Betrieb seiner Eltern in den 1980er Jahren. 1994 stellten sie auf biologische Produktionsweise um und weiteten mit den Jahren die Milchproduktion aus. Nach der Pensionierung ihres Mannes übernahm Maria für ein paar Jahre die Betriebsleitung, bis sie selbst das Pensionsalter erreichte. Seit kurzem ist der jüngste Sohn Thomas Hackl der Chef am

Hof. Schon seit Jahren ein unabhkmmlicher Mitarbeiter im Betrieb, übernahm der gelernte Landwirtschaftsmeister nun die Hauptverantwortung.



Abb. 10: Region um „Hinterleiten“

„Hinterleiten“ mit seinem Wald und seinen teils sehr steilen Weiden liegt in den Voralpen im niederösterreichischen Teil der Eisenwurzen (Abb. 10). Typisch für das Mostviertel sind die Obstwiesen, von denen einige zum Hof gehören und im Sommer ebenfalls als Weiden dienen (Abb. 11). Klima, Boden und Relief der Gegend eignen sich



Abb. 11: Kühe auf der Obstwiese

hauptsächlich für Grünland- und Forstwirtschaft (Langthaler 2003, 570). Dementsprechend ist die Region geprägt von Rinderhaltung sowie von stahl- und holzverarbeitender Industrie.

Die Gemeinde, in der „Hinterleiten“ liegt, ist als „Berggebiet“ und damit als „benachteiligtes Gebiet“ eingestuft. Das heißt, dass die Hackls mit ständigen natürlichen Nachteilen konfrontiert sind, die die landwirtschaftliche Produktion erschweren und sich finanziell auswirken (vgl. Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017b, 13). Diese Nachteile werden in Österreich mithilfe des Berghöfekatasters für jeden Hof einzeln quantifiziert.⁵ Dabei wird die individuelle Erschwerung des Betriebs in verschiedenen Bereichen berechnet, die beispielsweise die Hangneigung, die öffentliche Anbindung des Betriebs in der Region und die Klima- und Bodenverhältnisse berücksichtigen (vgl. Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017b, 14). Entsprechend der Standortnachteile wird den Betrieben – so auch den Hackls – jährlich eine Ausgleichszulage⁶ aus den Mitteln der EU, der Republik Österreich und des jeweiligen Bundeslandes ausbezahlt.

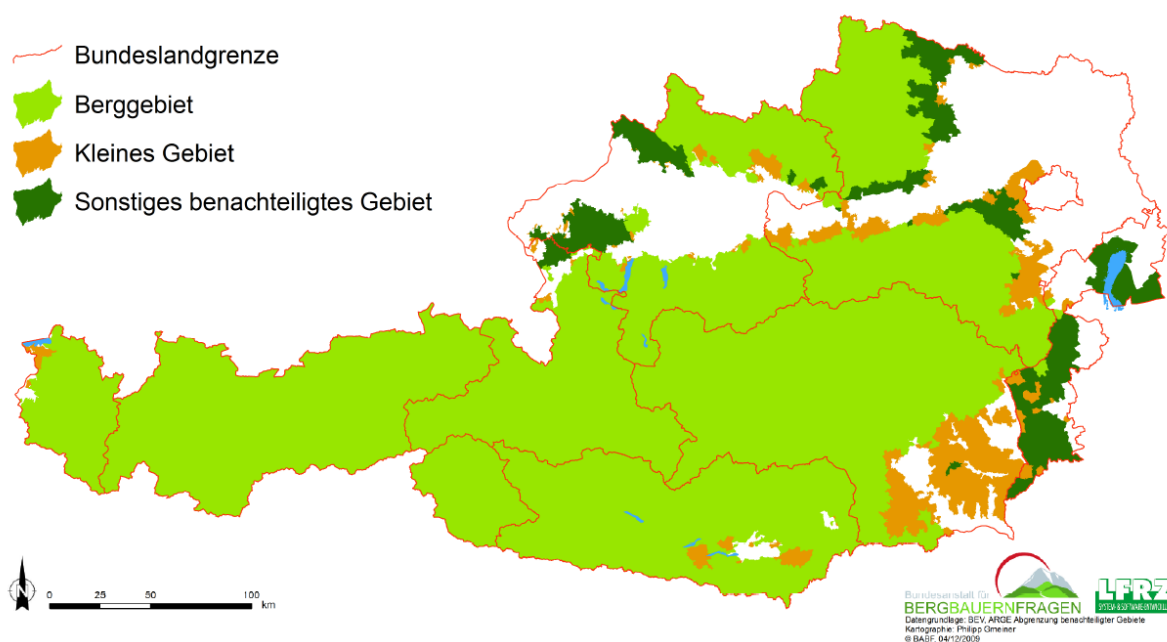


Abb. 12: Benachteiligte Gebiete Österreichs (© Bundesanstalt für Bergbauernfragen)

⁵ Der seit 2001 gültige Berghöfekataster wurde ab 2015 einer Revision unterzogen, seitdem werden Erschwerungspunkte auch für Betriebe berechnet, die nicht im Berggebiet liegen (Details siehe unter Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus 2019b).

⁶ Diese muss auch jedes Jahr im Rahmen des Mehrfachantrages „Flächen“ erneut beantragt werden. Auf diese Weise werden außerdem allfällige, sich auf die Erschwerungspunkte – und damit auf die Höhe der Auszahlung – auswirkende Änderungen aktualisiert (Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus 2019b).

„Hinterleiten“ stellt damit keine Ausnahme dar. In Österreich (Abb. 12) entfallen 70% der landwirtschaftlich genutzten Fläche auf benachteiligte und somit geförderte Gebiete – gut 80% davon ist Berggebiet (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017d).⁷ Damit liegt Österreich weit über dem EU-Schnitt von 55% landwirtschaftlich genutzter Fläche im benachteiligten Gebiet (Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus 2019c).

Unter anderem durch diese Standortnachteile bedingt ist die österreichische Landwirtschaft im internationalen Vergleich „nach wie vor eher kleinstrukturiert“ (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 8). Trotzdem ist der Strukturwandel auch hier zu beobachten. Mit „Strukturwandel“ wird meist vereinfachend der Prozess bezeichnet, dass die Zahl bäuerlicher Betriebe ab- und ihre

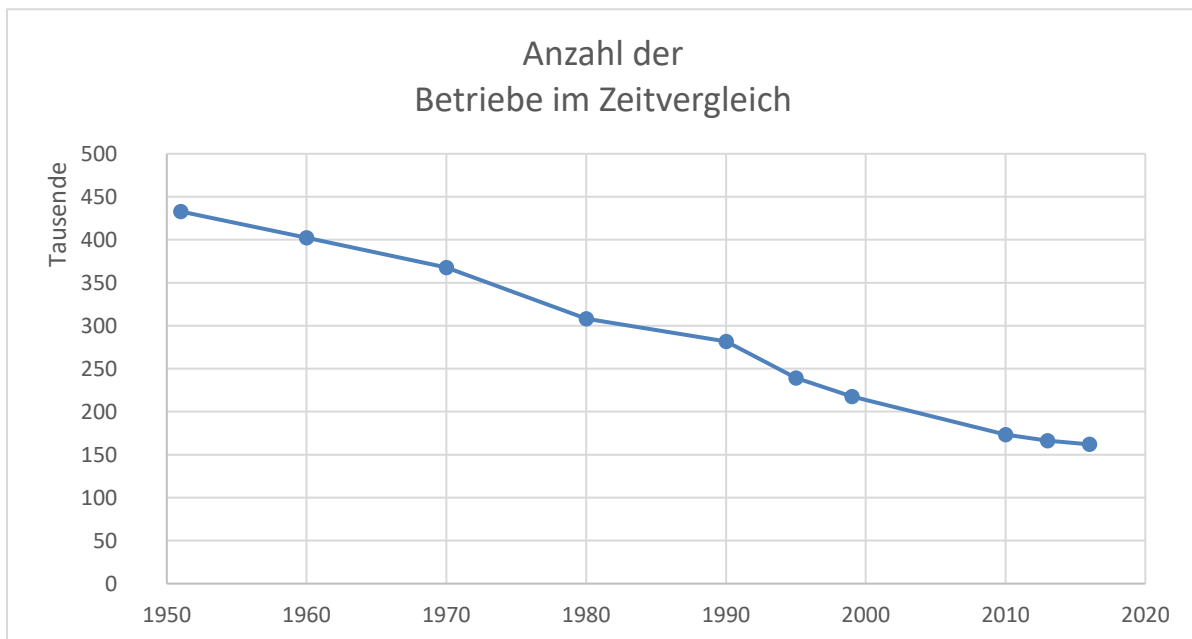


Abb. 13: Die Zahl der Betriebe nimmt seit Jahrzehnten ab.

Größe zunimmt. Dieser Prozess hält seit Jahrzehnten an (Abb. 13): Gab es 1950 noch rund 433.000 Bauernhöfe in Österreich (Höllinger 2017b, 25), waren es 2016 nur mehr rund 160.000 (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 8). Im Schnitt stellten pro Jahr ungefähr 4.200 landwirtschaftliche Betriebe ihre Tätigkeit ein. Die verbliebenen Bauernhöfe wuchsen (Abb. 14): Die

⁷ 2019 fand gemäß EU-Verordnung eine Neuabgrenzung der benachteiligten Gebiete statt (vgl. Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus 2019a), die „Hinterleiten“ jedoch nicht betraf. Für die Definition der Abgrenzung von Berggebieten, Kleinen Gebieten und Sonstigen benachteiligten Gebieten siehe Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (2017b).

durchschnittliche bewirtschaftete Gesamtfläche pro Betrieb stieg zwischen 1951 und 2016 um 150%⁸ (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 8). Auch in der Tierhaltung ist diese Entwicklung hin zu größeren Betrieben zu beobachten (für Beispiele siehe Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017a).

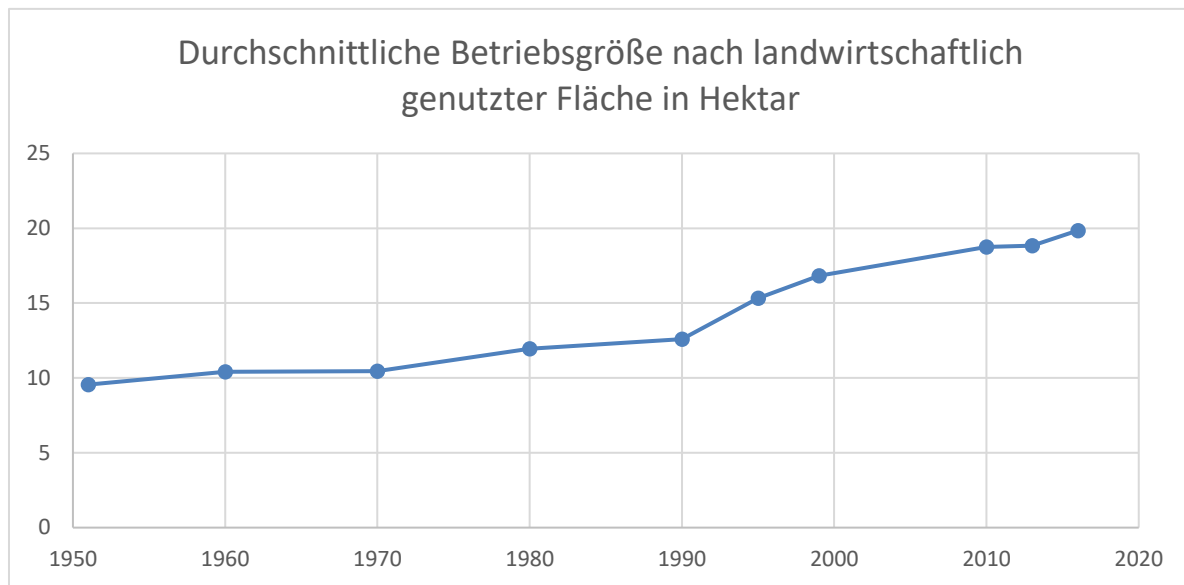


Abb. 14: Die Größe der Betriebe nimmt zu.

Doch „Strukturwandel“ bedeutet mehr als „weniger und dafür größere Betriebe“. So nahm die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten von gut 30% im Jahr 1950 auf 4,8% aller Erwerbstätigen im Jahr 2014 ab (Höllinger 2017b, 26). Diese 4,8% sind im europäischen Vergleich noch ein sehr hoher Anteil, was ebenfalls auf die Kleinstrukturiertheit und die landschaftliche Besonderheit der österreichischen Landwirtschaft verweist, denn viele der Höfe sind Kleinbetriebe oder/und liegen in einem benachteiligten Gebiet und erfordern daher einen höheren Arbeitsaufwand (Höllinger 2017b, 27). Verglichen mit 1950 handelt es sich jedoch um eine drastische Abnahme, die auch mit einer Abnahme des gesamtgesellschaftlichen Stellenwertes der Landwirtschaft verbunden ist, so die Politikwissenschaftlerin Melanie Kröger (2006, 28). Sie versteht den Strukturwandel als eine umfassende „sozialökonomische Entwicklung“ der Landwirtschaft sowie des ländlichen Raumes in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg (Kröger 2006, 28f). Dabei ist der Strukturwandel „sowohl Ursache als auch Ergebnis

⁸ Die Erhebungsgrenzen wurden zwischenzeitlich geändert, doch die Tendenz ist eindeutig (vgl. Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 8).

des Modernisierungsprozesses“ der Landwirtschaft (Kröger 2006, 19). Verbunden ist dieser mit Veränderungen der Produktionsmittel und -methoden, mit Prozessen der Konzentration, Spezialisierung und Intensivierung sowie mit politischen Vorgaben und staatlichen Programmen, die Einfluss auf diese Entwicklung nehmen (Kröger 2006, 28). Die zunehmende Mechanisierung der Landwirtschaft und die Weiterentwicklung der Agrartechnologien führten zu einer Effizienzsteigerung in der Produktion. Diese Mehrproduktion wiederum – gepaart mit der wachsenden Integration der Kleinbetriebe in den nationalen und internationalen Agrarmarkt sowie den politökonomischen Rahmenbedingungen – führte zu einer immer ausgeprägteren Entwicklung in Richtung Massenproduktion und Produktspezialisierung (Höllinger 2017b, 30f).

Für den Bereich der Milchproduktion ist an entscheidenden Veränderungen die Entwicklung und Durchsetzung von Melkmaschinen zu nennen, die den Menschen viel Arbeit abnahmen und den zeitintensiven Melkprozess verkürzten (vgl. Dittmann 1999). Inzwischen gibt es auch Melkroboter, die bei großen Betrieben eingesetzt werden und das Melken vollautomatisiert übernehmen. Statt das Gerät zu bedienen, muss der Bauer/die Bäuerin am Monitor kontrollieren, ob auch alle Kühe regelmäßig zum Melken gehen, und die Maschine warten (lassen).⁹ Neben der Technik wurden auch in der

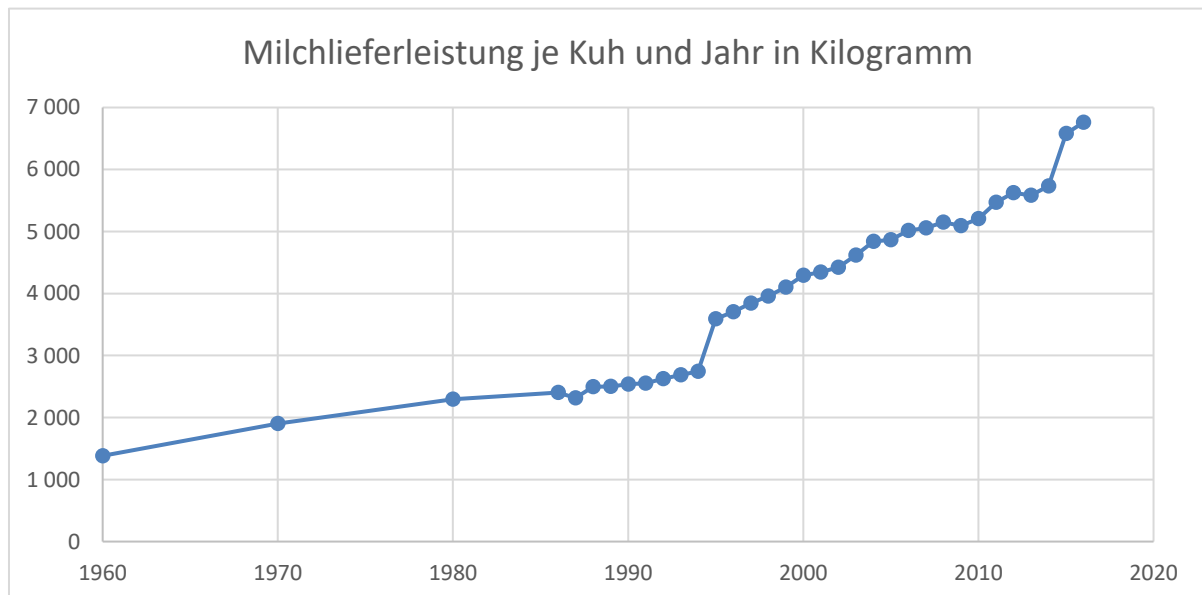


Abb. 15: Die Kühe werden darauf gezüchtet, mehr Milch zu geben.

⁹ Für eine detaillierte, ethnographische Beschreibung des Melkvorgangs mit Melkmaschine und -roboter siehe Barthauer (2012).

Zucht deutliche Veränderungen erzielt. So nahm seit 1960 die durchschnittliche Jahresleistung einer österreichischen Milchkuh um 270% zu (Abb. 15) – von 2.512 kg auf 6.759 kg (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 154). Diese höhere Milchleistung wird jedoch auf Kosten der Gesundheit und Nutzungsdauer der Kühe erzielt, was Rufe nach Alternativen wie der Lebensleistungszucht laut werden ließ (siehe z.B. Höhere Bundeslehr- und Forschungsanstalt für Landwirtschaft Raumberg-Gumpenstein 2006).

Familie Hackl produziert biologisch, das heißt auch, dass die Jahresleistung ihrer Milchkühe mit ca. 5.500 kg unter dem österreichischen Durchschnitt liegt. Dafür sind die Tiere gesünder und ihre Nutzungsdauer ist viel höher. 2015 lag die durchschnittliche Nutzungsdauer – also die Zeitspanne, die Milchkühe zur Milchproduktion am Betrieb gehalten werden – österreichweit bei 3,77 Jahren (Auer 2016, 14) und auf „Hinterleiten“ bei 6,5 Jahren. Als biologisch produzierende Milchbauern und Milchbäuerin sind die Hackls Teil einer bedeutenden Minderheit. In Österreich wurden zum Stichtag 1.12.2016 20% der Milchkühe nach Kriterien biologischer Produktion gehalten (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017b). Ähnlich hoch (21,25% mit Stand 2016, Eurostat 2020) liegt in Österreich der Anteil ökologisch bewirtschafteter Fläche in der Landwirtschaft. Damit steht Österreich an erster Stelle im EU-Vergleich, wo 2016 im Schnitt nur auf 6,68% der landwirtschaftlich genutzten Fläche biologisch produziert wurde.

Hackls und ihr Betrieb werden einmal im Jahr kontrolliert, um sicherzustellen, dass sie die verschiedenen Bio-Produktionsbedingungen erfüllen. Dazu besucht sie einE VertreterIn der „Austria Bio Garantie“ (Abb. 16), einer von mehreren in Österreich ansässigen und gemäß europäischer Norm akkreditierten Bio-Kontrollstellen (Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus 2019d), und überprüft u.a. Ställe und Weiden sowie schriftliche Dokumentationen von Futtermiteinkäufen und Viehverkehr. Nachdem Familie Hackl Mitglied beim Verband „Bio Austria“ (Abb. 17) ist und ihre Milch über die Molkerei an die Hofer-Eigenmarke „Zurück zum Ursprung“ (Abb. 18) verkauft, müssen sie nicht nur die EU-Bio-



Abb. 16: Logo der Kontrollstelle Austria Bio Garantie



Abb. 17: Logo des Vereins Bio Austria



Abb. 18: Logo der Marke „Zurück zum Ursprung“

Verordnung (Abb. 19) einhalten, sondern auch die jeweiligen strengeren Produktionsrichtlinien des Verbandes und der Marke. Genauigkeit und Konsequenz sind hier gefragt. Doch da Hackls nicht nur biologisch produzieren, sondern auch aus Überzeugung nach biologischen Kriterien leben und das schon seit Jahrzehnten, fällt ihnen das nicht schwer. Mit dem ÖPUL (Österreichisches Pro-



Abb. 19: Bio-Logo der Europäischen Union

gramm für umweltgerechte Landwirtschaft) gibt es auch eine Förderung, die aus Mitteln des Bundes, Landes und der EU finanziert wird, und die die Hackls in den letzten Jahren z.B. für die gesamtbetriebliche biologische Wirtschaftsweise und die Weidehaltung ihrer Rinder erhalten haben.

Maria, Hans und Thomas halten auf ihrem Hof 20 Milchkühe, damit liegen sie etwas über dem österreichischen Schnitt. Dieser liegt für alle österreichischen Betriebe mit Stichtag 1. Dezember 2016 bei 17,2 und bei den Bio-Betrieben bei 15,7 Milchkühen (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017c). Im Prinzip gilt für die Milchvieh haltenden Betriebe in Österreich dasselbe wie für die Landwirtschaft allgemein: Die Milchproduktion findet nach wie vor in kleinen Betrieben unter erschwerten natürlichen Standortvoraussetzungen statt (Sinabell und Schmid 2008, 263). Gut zwei Drittel der Betriebe halten unter 20 und nur gut vier Prozent 50 oder mehr Milchkühe, wie in Abb. 20 ersichtlich (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017c).

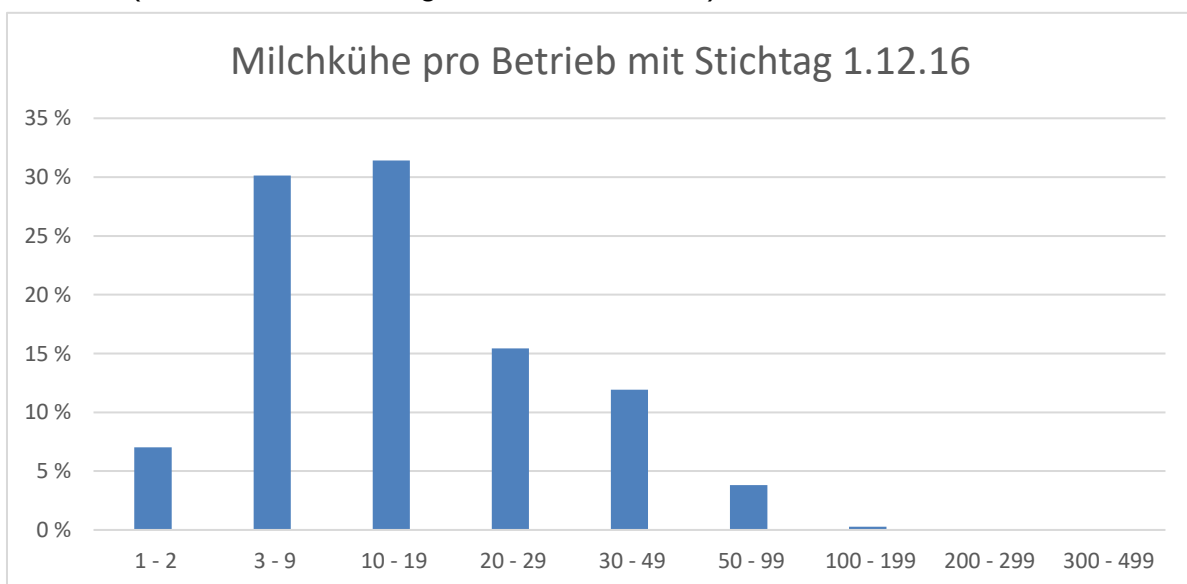


Abb. 20: Die österreichische Milchwirtschaft ist eher klein strukturiert.

Doch auch hier ist der mit dem Strukturwandel verbundene Trend zu weniger, dafür größeren Betrieben zu beobachten (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 154): Von 226.200 Betrieben mit Milchlieferung im Jahr 1960 reduzierte sich die Zahl um 87% auf 29.886 Betriebe im Jahr 2016. Im selben Zeitraum nahm die Anzahl der Milchkühe pro Betrieb von 5 auf 18 Stück¹⁰ zu. Auf „Hinterleiten“ leben neben Maria, Hans, Thomas und den 20 Milchkühen auch zwei Haus- und Hofhunde, vier Katzen, ein Hahn, ein Dutzend Hennen und 24 Kälber und Kalbinnen¹¹. Familie Hackl zieht ihre zukünftigen Milchkühe am eigenen Betrieb auf, während die Stierkälber verkauft werden. Neben dem Geflügel erhält Maria auch einen üppigen Gemüsegarten zu Zwecken der Selbstversorgung. Ihr Mann Hans übernimmt in der örtlichen Gemeinde ab und zu kleine Jobs und nebenbei vermieten sie ein etwas abseits gelegenes Wohnhaus. Sie sind LandwirtInnen im Haupterwerb, das bedeutet, dass mehr als 50% ihrer gesamten Arbeitszeit in die Landwirtschaft fließen (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017b, 46). 36% aller Betriebe wurden 2016 im Haupterwerb geführt (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 58). Hierzu zählen auch Betriebe, an denen landwirtschaftliche Nebentätigkeiten verfolgt werden, wie z.B. „Urlaub am Bauernhof“, die Weiterverarbeitung der eigenen landwirtschaftlichen Produkte und/oder deren Direktvermarktung. Die Stichprobenerhebung 2016 ergab, dass mehr als ein Drittel der Betriebe der Stichprobe Einkünfte aus Nebentätigkeiten bezog (Statistik Austria 2018, 95). Die Mehrheit aller Betriebe – 54%¹² – wurden 2016 im Nebenerwerb geführt, d.h. ihre BewirtschafterInnen verbrachten mehr Arbeitszeit mit Tätigkeiten außerhalb der Landwirtschaft als mit landwirtschaftlichen Tätigkeiten (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 58). Eine Nachbarin der Hackls z.B. bewirtschaftet ihren Hof weiter, obwohl sie in erster Linie als Friseurin arbeitet.

¹⁰Die Diskrepanz mit der weiter oben genannten Zahl von 17,2 Milchkühen ergibt sich, weil oben von auf einen Stichtag bezogenen Zahlen die Rede war, während es sich hier um den Durchschnittsbestand eines Jahr handelt (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 154).

¹¹Kalbinnen (auch Färsen genannt) sind weibliche Rinder, die keine Kälber mehr sind, aber noch nicht gekalbt haben. Erst nach der ersten Abkalbung im Alter von gut zwei Jahren werden sie als Kühe bezeichnet.

¹²Die fehlenden 10% der Betriebe, die weder im Haupt- noch im Nebenerwerb geführt werden, wurden von Personengemeinschaften oder juristischen Personen bewirtschaftet (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 58).

Auf „Hinterleiten“ arbeiten Vater, Mutter und Sohn miteinander. Die landwirtschaftliche Produktion findet nicht nur in Österreich, sondern auch in den meisten anderen Regionen Europas hauptsächlich im Rahmen von bäuerlichen Familienbetrieben statt (Höllinger 2017a, 7). Die österreichische Stichprobenerhebung 2016 ergab, dass 82% der Arbeitskräfte in der Land- und Forstwirtschaft auf Familienarbeitskräfte entfallen (Statistik Austria 2018, 54). Diese Zahl schließt mitarbeitende PensionistInnen und Kinder oder SchülerInnen ab dem 16. Lebensjahr mit ein. Maria und Hans gehören zu den 74% der auf den Bauernhöfen lebenden PensionistInnen, die auch im Ruhestand am Betrieb mithelfen (Statistik Austria 2018, 52). Doch die Zukunft „Hinterleitens“ ist ungewiss. Irgendwann werden Maria und Hans nicht mehr in der Lage sein mitzuarbeiten, doch für eine Person allein ist die Arbeit am Hof zu viel. Daraus ergeben sich viele Fragen: Sollte Thomas die Produktion umstellen? Oder werden sich andere Familienarbeitskräfte finden, z.B. weiter entfernte Verwandte oder eine Ehefrau? Denn für die Anstellung einer Fremdarbeitskraft reicht das Einkommen am Betrieb nicht aus. Viele Faktoren spielen zusammen, wenn es um die Zukunft eines Betriebes geht. Die Grazer Soziologin Eva-Maria Griesbacher beschreibt die komplexen Zusammenhänge rund um die häufig ungeklärte Hofnachfolge und ihre Auswirkungen auf die möglichen positiven und weniger positiven Zukunftsperspektiven eines Betriebs (2017). Neu eingeführte rechtliche Vorgaben wie Gesetze zum Schutz des Tierwohls, z.B. das Verbot der Anbindehaltung, machen zum Teil Umbauten und damit größere finanzielle Investitionen in den Betrieb notwendig. Auch Veränderungen in der Förderlandschaft, wie z.B. die 2015 eingestellte Mutterkuhprämie, nehmen Einfluss auf betriebliche Zukunftsentscheidungen. Daneben formen die als Strukturwandel zusammengefassten sozio-ökonomischen Entwicklungen Erwartungen und schränken Möglichkeiten ein, auf die häufig mit dem Slogan „Wachse oder Weiche“ Bezug genommen wird (vgl. Groier 2004). Sie gelten besonders für die kleinen Familienbetriebe, die einen großen Anteil der österreichischen Landwirtschaft ausmachen.

Diese Entwicklungen sind, wie oben erwähnt, eingebettet in politische Vorgaben sowie nationale und internationale Programme. Der EU-Beitritt Österreichs stellt hierbei eine wichtige Zäsur dar, im Zuge derer der österreichische Agrarprotektionismus reduziert, die Preise landwirtschaftlicher Produkte ans EU-Niveau angeglichen und der daraus folgende finanzielle Verlust der LandwirtInnen mit Förderungen ausgeglichen wurden (Hanisch 2002, 186). Seitdem spielen öffentliche Gelder eine deutlich größere Rolle

für das Einkommen der LandwirtInnen (und der damit einhergehende bürokratische Aufwand für ihren Alltag) (Kirner 2017, 46ff; Krammer und Rohrmoser 2012, 148). Die fortschreitende Liberalisierung des österreichischen Agrarmarkts und die zunehmende Eingliederung kleiner, bäuerlicher Betriebe in globale, kapitalistische Märkte sind jedoch nicht als Folge des EU-Beitritts zu verstehen.¹³ Vielmehr stellt der EU-Beitritt einen sehr erfolgreichen Schritt der (agrar)politischen Bemühungen um diese Entwicklung dar (vgl. Krammer und Rohrmoser 2012). Der Agrarwirtschaftsexperte und jahrzehntelange Leiter der Bundesanstalt für Bergbauernfragen Josef Krammer und der Konfliktforscher, Mitgründer und erste Geschäftsführer der Österreichischen Bergbauernvereinigung (ÖBV, heute ÖBV – Via Campesina) Franz Rohrmoser beschreiben in ihrer Geschichte der Bauern und Bäuerinnen in Österreich „Im Kampf um ihre Rechte“ (2012) die weitreichende Integration der Landwirtschaft in das kapitalistische Wirtschaftssystem als *den* bestimmenden Prozess seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Innerhalb dieses Prozesses orten sie zwei widersprüchliche Ideologie- und Politikstrategien – eine, die die Anpassung und Wettbewerbsfähigkeit der Landwirtschaft verfolgt (und oben genanntes „Wachsen oder Weichen“ verstärkt), und eine, die auf die Erhaltung (klein)bäuerlicher Existenzen abzielt (2012, 140). Krammer und Rohrmoser legen den Schwerpunkt ihrer Analyse auf Entstehung und Entwicklung sozialer Ungleichheiten sowie den Kampf der Bauern und Bäuerinnen um Selbstbestimmung und bewegen sich damit bewusst „quer zum üblichen Erkenntnisinteresse österreichischer Agrarhistoriker“, die kein Interesse an Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnissen zeig(t)en (2012, 7).¹⁴ Sie stellen fest: „Die kleinen und mittelbäuerlichen Betriebe und ihre Zukunft sind kein Thema der herrschenden Agrarpolitik“ (Krammer und Rohrmoser 2012, 148f).

¹³Der Politikwissenschaftler Grünewald argumentiert in seiner Dissertation, dass im Zuge der ökosozialen Agrarpolitik (und der ökosozialen Marktwirtschaft allgemein) der Markt den Staat als Regulativ ablöste – der Markt wurde zur Grundlage und zum Ziel politischen Handelns (Grünewald 2013, Kapitel 4.2.1: Die „ökosoziale Wende“ in der österreichischen Agrarpolitik; vgl. auch Salzer 2015, 80f).

¹⁴Als Beispiel für eine relativ einseitige (Selbst)Darstellung aus der Sicht des Bauernbundes (ÖVP), die andere Ansätze ignoriert, nennen die Autoren die von Bruckmüller, Hanisch und Sandgruber herausgegebene „Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert“ (2003). Unterstützt wird die Sichtweise von Krammer und Rohrmoser von AutorInnen des Beirats für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen, einer Gruppe österreichischer SozialwissenschaftlerInnen (BEIGEWUM 2015), von AutorInnen der Bundesanstalt für Bergbauernfragen (vgl. z.B. Groier 2004), der IG Milch (mit denen Rohrmoser persönlich sowie der Verein ÖBV – Via Campesina kooperieren) und meinen eigenen, folgenden Ausführungen.

Die Gruppe österreichischer Bauern und Bäuerinnen ist äußerst heterogen und Entwicklungen wie Modernisierung, Strukturwandel und Liberalisierung betrafen und betreffen die bäuerlichen Betriebe sehr unterschiedlich. Manche werden in ihrer Existenz bedroht, andere erwirtschaften Jahr für Jahr große Erfolge. Familie Hackl hat nicht den Wunsch und nur begrenzte Möglichkeiten, risikobehaftete, unternehmerische Entscheidungen zu treffen, um im Wettbewerb der Bauernhöfe zu bestehen. „Hinterleiten“, ein kleiner, extensiv wirtschaftender Haupterwerbsbetrieb mit ungewisser Zukunft, ist auf dem prekären, bedrohten Ende des Spektrums anzusiedeln.

2.2.3. Bedrohte und widerständige Bauern/ Bäuerinnen

Für welche (Milch)Bauern und Bäuerinnen setzt sich die IG Milch ein? Für wen sprechen Ernst und seine KollegInnen, wenn sie von der Milchkrise reden, die ihre Existenz bedroht? Um welche Gruppe von LandwirtInnen geht es auf den folgenden Seiten? Dass nicht alle gemeint sein können, da Bauern und Bäuerinnen keine einheitliche Gruppe darstellen – auch die Milchbauern und -bäuerinnen unter ihnen nicht, haben die Ausführungen des vorangegangenen Kapitels deutlich gemacht. Was also haben die gemeinten LandwirtInnen gemeinsam und wodurch lassen sie sich von anderen LandwirtInnen abgrenzen?

Das gemeinsame Merkmal ist nicht die Milchproduktion und nicht einmal unbedingt die Größe des Betriebs, sondern die Tatsache, dass die Lebens- und Produktionsweise dieser Bauern und Bäuerinnen durch die herrschende Agrarpolitik systematisch bedroht ist. Krammer und Rohrmoser unterscheiden entsprechend bäuerliche von industriell-kapitalistischer Produktionsweise (Krammer und Rohrmoser 2012, 162f).

Die Differenzierung zwischen „peasants“, „entrepreneurials“ und „farmers“ des Soziologen van der Ploeg gründet sich ebenfalls auf Unterschiede in den Produktionsweisen, bezieht jedoch weitere Elemente mit ein und erreicht eine höhere analytische Komplexität sowie Anwendbarkeit. Die Unterscheidung von „peasants“ und „farmers“ geht zurück auf den Agrarökonom Tschayanow, der schon 1923 die Peasant-Landwirtschaft als eine eigene und besondere Weise des Wirtschaftens bezeichnete (Zuckerhut 2017, 127f). Die Eigenheiten der Peasantry, deren Entwicklungen über die Jahrzehnte sowie ihr Verhältnis zum Kapitalismus sind Inhalt der interdisziplinären Peasant Studies (siehe z.B. Bernstein u. a. 2018).

Peasants haben nach van der Ploegs Verständnis „einfache Reproduktion“ zum Ziel (2008, 1): Sie wollen ihre Lebensgrundlage sichern und verbessern. Die Arbeitsleistung dazu kommt hauptsächlich von Familienmitgliedern, Land und Betrieb sind im Besitz der Familie. Produziert wird sowohl für den Markt als auch für den Eigenverbrauch und den Fortbestand des Hofes, indem das ökologische Kapital (Umwelt wie Pflanzen, Tiere, Grund etc.) nachhaltig genutzt wird.

In der Landwirtschaft, die van der Ploeg als „entrepreneurial“ (unternehmerisch) bezeichnet, besteht das Ziel hingegen darin zu expandieren (2008, 1). Die Produktion ist spezialisiert und marktorientiert, das genutzte Kapital hauptsächlich finanziell und industriell (z.B. Kredite und Technologien). „Farmers“, van der Ploegs dritte Kategorie (2008, 2), operieren kapitalistisch und kommerziell in Form großer Unternehmen mit bezahlten Angestellten. Produktion ist hier Teil der Gewinnmaximierung.

Diese Einteilung ist einfach, schablonenhaft und unrealistisch, denn sie ist ein analytisches Hilfsmittel. Van der Ploeg geht es darum, die Strukturen herauszuarbeiten, die die jeweiligen Kategorien voneinander unterscheiden und untereinander vereinen. Dabei geht es nicht nur um die Strukturen der Produktionsweisen, sondern auch um die Strukturen der sozialen Beziehungen, des Verhältnisses zur Produktion oder zur Umwelt (2008, 2). In Wirklichkeit, so van der Ploeg, ist Peasantry ein „multi-dimensionales Phänomen“ (in Bernstein u. a. 2018, 695) und „überwältigend heterogen“ (in Bernstein u. a. 2018, 694). Peasantries müssen als Prozess verstanden werden, als beständig im Wandel von einander widersprechenden und häufig trotzdem miteinander kombinierten zeitlichen Entwicklungen (wie „depeasantization“ und „repeasantization“) (in Bernstein u. a. 2018, 694). Außerdem gibt es beträchtliche Überschneidungen und Grauzonen an den Übergängen zwischen den drei Kategorien (van der Ploeg 2008, 3). Die Anthropologin Seiser zeigt am Beispiel eines österreichischen Bauern, dass und wie (schnell) sich die Zugehörigkeit zu einer Kategorie ändern kann, und plädiert dafür „den peasant im farmer theoretisch wie empirisch zu akzeptieren“ (2012, 400). Es soll hier nicht darum gehen, einzelne LandwirtInnen bestimmten Kategorien zuzuordnen, sondern die Herausforderungen, denen sich die IG Milch und die Bauern und Bäuerinnen, die sie vertreten, gegenüber sehen, in einen globalen, zeitübergreifenden und analytisch-theoretischen Kontext zu setzen. So ist es auch nicht van der Ploegs Hauptanliegen, eine theoretische Klarheit zu schaffen, wo sie empirisch nicht existiert,

sondern die „peasant condition“, die Verfassung oder Lage der Kleinbauern/ -bäuerinnen, zu beschreiben. Das, was Peasants theoretisch wie empirisch eint, ist der Kampf um Autonomie, um Selbstbestimmtheit: „Central to the peasant condition, then, is the struggle for autonomy that takes place in a context characterized by dependency relations, marginalization and deprivation.“ (van der Ploeg 2008, 23) Ihr Widerstand gegen Abhängigkeitsverhältnisse, Ausgrenzung und Mangel ist *das* gemeinsame Merkmal – besonders der Peasants des 21. Jahrhunderts (van der Ploeg 2010, 21).

Dieser Widerstand zeigt sich einerseits öffentlich, z.B. in den Demonstrationen, Pressegesprächen oder Podiumsdiskussionen, die die IG Milch organisiert und an denen ihre Mitglieder teilnehmen, und andererseits in den Arbeits- und Produktionsweisen der Peasants selbst (van der Ploeg 2010, 16). Weil Widerstand und die angestrebte Selbstbestimmung so zentrale Elemente sind, schlagen sie sich in der praktischen, täglichen Arbeit nieder, so van der Ploeg (2010, 22). Das heißt, bäuerlicher Widerstand wird z.B. auch sichtbar darin, was gepflanzt wird, wie die Felder bearbeitet werden, welche Technologie verwendet wird, welche Kuhrasse gezüchtet wird und welche Fähigkeiten und Kenntnisse weiterentwickelt werden (2010, 22). Auch Pluriaktivität, worunter z.B. Nebenerwerb und landwirtschaftliche Nebentätigkeiten fallen, Selbstversorgung, wie Maria es teilweise mit ihrem Gemüsegarten und Hühnerstall verfolgt, und Kooperationen, wie z.B. die Hofgemeinschaft von Ernst und seinen NachbarInnen oder das weltweite Netzwerk von Kleinbauernbewegungen „La Via Campesina“, gehören laut van der Ploeg zu widerständigen Produktionsweisen (2008, 32–34; 2010, 6–8). Beispiele aus der Geschichte der IG Milch sind dafür die Entwicklung der eigenen – solidarischen – Milchmarke „A faire Milch“, die Gründung der ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch“ sowie die intensive Zusammenarbeit mit dem österreichischen Zweig von „La Via Campesina“ und anderen Organisationen.

Bezugnehmend auf Kerkvliet (1993) bezeichnet van der Ploeg diese Tätigkeiten als „everyday politics“ (2010, 16). Durch diese alltäglichen Praktiken mit ihren auch politischen Implikationen und Bedeutungen konstituieren sich Peasants als „distinctively different from entrepreneurial and capitalist agriculture“ (van der Ploeg 2010, 16). So grenzen sie sich bewusst von der „normalen Landwirtschaft“ ab, wie das dominante Agrarregime innerhalb der IG Milch auch bezeichnet wird. Diese Praktiken der Peasants beschreibt van der Ploeg als „heterogen und zunehmend miteinander verflochten“ (2010, 16), „sehr resilient“ (2010, 8), „weitverbreitet, vielförmig und häufig

inspirierend“ (2010, 17), „ausdauernd, facettenreich und auf mehreren Ebenen wirkend“ (2010, 22) und als spezifisch für die Peasantry der jeweiligen Gesellschaft und Geschichte (2008, 38f). Gemein ist ihnen, dass sie lokale Lösungen für globale Probleme suchen sowie kreieren (2010, 16), Abhängigkeiten reduzieren und Autonomie schaffen und schützen (2010, 22).

Denn – um wieder auf van der Ploegs Hauptargument zurückzukommen – „the peasant mode of farming continuously articulates with a threatening environment“ (2008, 36). Mit dieser „bedrohlichen Umwelt“ sind die dominanten Regimes gemeint, die die verschiedenen Peasantries kontinuierlich und systematisch bedrohen und unterdrücken (2010, 22). Ein solches Regime besteht aus verschiedenen Entitäten, die zusammenspielen, wie Agrarkonzerne, Handelsketten, Staatsapparate, aber auch Gesetze, wissenschaftliche Modelle, Technologien usw. Zusammengenommen ergibt dies eine Struktur, ein logisches Ganzes¹⁵, das als Norm Wissen und Praxis dominiert und in Institutionen und Infrastruktur eingebettet ist (van der Ploeg 2008, 4)¹⁶. Ein solches dominantes soziotechnisches Regime übt Druck auf die Landwirtschaft aus, z.B. durch steigende Produktionskosten bei stagnierenden Verkaufspreisen, politische Interventionen oder immer detailliertere Regulierungen (van der Ploeg 2008, 39). Der letztgenannte Punkt trifft besonders auf europäische Peasantries zu.

Peasants sind, so van der Ploeg, nicht zu verstehen ohne ihren sozialen Kontext (2008, 35). Die konkrete Ausformung ihres Kampfes um Autonomie gegen die feindselige Umwelt muss immer im Zusammenhang mit der jeweilig spezifischen, lokalen, historisch gewachsenen Situation betrachtet werden. Wie sieht dieser Kontext für die IG Milch aus? Einiges habe ich in den letzten Kapiteln schon erläutert, wie das Konkurrenzverhältnis der IG Milch zu und ihre Ablehnung durch die etablierte Bauern- und Bäuerinnenvertretung, den Strukturwandel als sozioökonomische Entwicklung, bei der die Kleinbauern und -bäuerinnen meist auf der VerliererInnenseite stehen, oder die von Krammer und Rohrmoser (2012, 140) identifizierten, widersprüchlichen Ideologie-

¹⁵ Van der Ploeg schreibt weiter, dass auch innerhalb eines solchen dominanten soziotechnischen Regimes Widersprüche und interne Kämpfe existieren und die Logik des Ganzen immer wieder neu geschaffen wird (2008, 4).

¹⁶ Hier bezieht sich van der Ploeg auf folgende Publikationen: Rip, A. und R. Kemp. 1998. „Technological change“. In *Human Choice and Climate Change*, herausgegeben von S. Rayner und E.L. Malone, 327-399. Columbus: Battelle Press. Und: Ploeg, J.D. van der, J.C.J. Groot, F.P.M. Verhoeven und E.A. Lantinga. 2004. „On regimes, novelties, niches and co-production“. In *Seeds of Transition: Essays on Novelty Production, Niches and Regimes in Agriculture*, herausgegeben von J.S.C. Wiskerke und J.D. van der Ploeg, 1-30. Assen: van Gorcum.

und Politikstrategien. Im Folgenden möchte ich ausführen, dass und wie diese Aspekte miteinander verflochten sind und als dominantes Regime die „bedrohliche, feindselige Umgebung“ der kontemporären, österreichischen Peasants ausmachen.

Die Peasants oder Kleinbauern und -bäuerinnen in Österreich befinden sich in einer Situation, die von Wettbewerbsdispositiv, Wirtschaftsliberalisierung und Strukturwandel durchdrungen ist. Diese Charakteristika sind historisch gewachsen und, wie ich oben erwähnt habe (vgl. 2.2.2), politisch gewollt und gefördert. Die Widersprüche dieser Agrarpolitik, die einerseits die Intensivierung vorantreibt und andererseits Schutzmaßnahmen für Kleinbetriebe schafft, lösen sich auf, folgen wir Krammer und Rohrmoser in ihrer historischen Analyse (2012, 115–20): Bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts, zu Zeiten der österreichisch-ungarischen Monarchie, als die politische Massenorganisation der Bauern und Bäuerinnen begann, wurden diese instrumentalisiert. Um politische Unterstützung gegen die aufsteigenden SozialdemokratInnen zu gewinnen, bemühte sich die christlichsoziale Bewegung, die Zahl der Bauern und Bäuerinnen zu erhalten, indem sie intensiv das ländliche Genossenschaftssystem förderten und die Kommerzialisierung des Bodens teilweise einschränkten. „Die Ideologen der Bourgeoisie haben [...] ganz offen vom notwendigen Kompromiss zwischen Bourgeoisie und Bauern zur Abwehr der Arbeiterbewegung gesprochen.“ (Krammer und Rohrmoser 2012, 119) Die Bourgeoisie erkaufte sich auf diese Weise die für sie lebensnotwendige Massenbasis, so Krammer und Rohrmoser (2012, 119). Ihre Analyse der Bauernbewegungen in Deutschland und Österreich schließen die Autoren mit dem Fazit, „dass die Bauern seit den Bauernaufständen und den Bauernkriegen immer nur die Objekte der Politik anderer waren“ (2012, 151). Bis heute werden Kleinbauern und -bäuerinnen teilweise geschützt und unterstützt, aber eigentlich von der Agrarelite, die die Möglichkeit hat, Handel und Politik zu beeinflussen, öffentlichkeitswirksam den eigenen Interessen vor den Karren gespannt (Krammer und Rohrmoser 2012, 3. Teil). Wer ist diese Agrarelite? Krammer beschreibt „einen relativ einheitlichen agrarischen Organisationskomplex“ bestehend aus dem Österreichischen Bauernbund, einer der wichtigsten Teilorganisationen der ÖVP, den Landwirtschaftskammern, der gesetzlichen Interessensvertretung der Bauern und Bäuerinnen, und dem Genossenschaftswesen unter dem Dach des Raiffeisenverbandes (1995, 76).

Warum die Genossenschaften, die als bäuerliche Selbsthilfevereine gegründet wurden, hier zu Kontrahentinnen der Kleinbauern und -bäuerinnen zu zählen sind, führen

Krammer und Rohrmoser in ihrer historischen Analyse ebenfalls aus: Das moderne landwirtschaftliche Genossenschaftswesen, angepasst an die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, entstand Mitte des 19. Jahrhunderts (2012, 121). Vermehrt durchsetzen konnte es sich jedoch erst ab Mitte der 1880er Jahre bis zum Ersten Weltkrieg, als deren Gründung – vor allem die der Raiffeisenkassen – von den österreichischen Landtagen gefördert wurde (2012, 122f). Die Gründung einer neuen Genossenschaft bedurfte auch praktischen Beistands, da ein großer Teil der Landbevölkerung weder lesen noch schreiben konnte (2012, 123). Die Unterstützung durch Behörden und die „gebildete‘ Schicht des Dorfes“, wie sich Krammer und Rohrmoser ausdrücken, war daher notwendig, brachte die neuen Organisationen aber auch „unter den Einfluss der ‚Dorfbourgeoisie‘“ (2012, 124). So entstammten die neuen Führungskräfte größtenteils der besser gebildeten „Klasse der Großbauern“ (2012, 124). Die Genossenschaften wurden zur „Schutzglocke“, so die Autoren, um insbesondere die Kleinbauern und -bäuerinnen und ihre Produktionsweise zu schützen und übernahmen damit eine „Schleusenfunktion“ zwischen ihnen und den GroßkapitalistInnen (2012, 125; beziehungsweise auf Lambert 1971). Krammer und Rohrmoser beschreiben die weitere Entwicklung der Genossenschaften als eine der Rationalisierung und Expansion bedingt durch konkurrierende Privatfirmen und internationale Konzerne, wodurch sie sich immer mehr von ihrem ursprünglichen Ziel entfernten, Selbsthilfeorganisationen der Bauern und Bäuerinnen zu sein (2012, 125f). Dass die Genossenschaften als Instrumente für staatliche Interventionen am Agrarmarkt herangezogen wurden, verstärkte diese Entfernung (2012, 126). Heute, so schließen die Autoren, sind diese Genossenschaften kaum noch von Privatfirmen zu unterscheiden und handeln nach demselben Prinzip der Gewinnmaximierung, während sie weiterhin die Gründungsideologie Raiffeisens „Einer für alle, alle für einen“ vorschieben (2012, 126).

Dass landwirtschaftliche Genossenschaften in Österreich mit dem Raiffeisenverband quasi ident sind, ist historisch so gewachsen (vgl. Sandgruber 2002, Kapitel VI: Die Genossenschaften). Krammer weist in einer Publikation aus 1995 auf die „überragende Bedeutung der Genossenschaften für die österreichische Landwirtschaft“ hin und beschreibt ihre „faktische Beherrschung des Agrar- und Betriebsmittelmarktes“

(1995, 77).¹⁷ Dass dies auch im Jahr 2020 zumindest für die Milchwirtschaft nach wie vor zutrifft, zeigt Abb. 21: Der Raiffeisenverband schreibt auf seiner Homepage, dass ca. 90% der österreichischen Milch an ihn geliefert wird.



Abb. 21: Screenshot der Homepage des Österreichischen Raiffeisenverbands

Die Agrarexpertin und Grünen-Politikerin Irmi Salzer bezeichnet die Agrarelite Österreichs mit Holzinger und Staudinger (2013) als „Dreifaltigkeit“ bestehend aus Bauernbund, Landwirtschaftskammer und Genossenschaftswesen/ Raiffeisen (Salzer 2015, 78). Sie schreibt weiter, dass diese „Dreifaltigkeit“ „die politische (Bauernbund), ständische (Kammer) und wirtschaftliche (Genossenschaften) Interessenvertretung einer Minderheit von Bauern und Bäuerinnen [vereint], die allerdings vorgibt, die Gesamtheit der BäuerInnen zu vertreten“ (2015, 78f). Diese Entitäten, so Salzer weiter, sind vielfältig miteinander verflochten – sichtbar z.B. an Personalrochaden und privaten Netzwerken – und üben „enormen Einfluss auf Gesetzgebung, Verwaltung und Landes- wie Bundesregierungen aus“ (2015, 79). Krammer erklärt, dass die Verflechtung dort gar gesetzlich normiert ist, wo für Genossenschaften die Kammermitgliedschaft mit Wahlrecht in den Landwirtschaftskammergesetzen vorgesehen ist (1995, 76).

¹⁷ Sandgruber liefert einige Zahlen für Krammers „faktische Beherrschung“ (beides für 1995): „Die Raiffeisengenossenschaften vermarkteten rund zwei Drittel des inländischen Getreideaufkommens, beinahe die gesamte Zuckerrübenenernte und Industriekartoffelernte, ein Drittel der Speisekartoffeln, den größten Teil der Ölsaaten und Eiweißpflanzen und der Rohmilchanlieferung. Der Anteil bei Rindern lag bei 25 Prozent, bei Schweinen bei 20 Prozent.“ (Sandgruber 2002, 403) Diese Zahlen sind nur ein Auszug und decken nicht alle Bereiche ab, in denen der Raiffeisenverband tätig ist.

Aus diesem Vorspannmechanismus und dieser Abhängigkeit von der „Dreifaltigkeit“ folgt eine systematische Benachteiligung der Kleinbauern und -bäuerinnen, also der Peasants, bis zur Bedrohung ihrer Existenz. Gepaart mit dem Strukturwandel, der von diesen AkteurInnen im Allgemeinen gefördert wird, führt dies zu gesamtgesellschaftlichen Effekten, die nicht nur die Region oder den Staat betreffen, sondern sich auch global auswirken. Michael Groier, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen, beschäftigt sich in seiner Publikation „Wachsen und Weichen“ (2004) mit diesen Auswirkungen, besonders im Hinblick auf Betriebsaufgaben in der österreichischen Landwirtschaft. Gründe für die Aufgabe des eigenen Betriebs sind laut betroffenen Bauern und Bäuerinnen unter anderem das „ungerechte, zu bürokratische Förderungssystem“, das kleine Betriebe systematisch benachteiligt, weil es größtenteils flächenbezogen ist, sowie die generelle Geringschätzung kleiner Betriebe durch die Agrarpolitik (Groier 2004, 127). Groier beschreibt die fehlende Unterstützung durch die landwirtschaftliche Interessenvertretung für jene Betriebe, die bei dem herrschenden Konkurrenzkampf nicht mithalten können oder wollen. Ihre Lage wird nicht beachtet, die negativen Seiten des Strukturwandels werden übergangen: „Der agrarpolitische Fokus liegt [...] auf der Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit der heimischen Landwirtschaft durch Vergrößerung und Modernisierung der Betriebe.“ (Groier 2004, 11) Die Spaltung der bäuerlichen Gesellschaft in GewinnerInnen und VerliererInnen schreitet fort, so Groier, und trägt dazu bei, die LandwirtInnen im Hinblick auf die Zukunft ihrer Betriebe zu verunsichern (2004, 125).

Betriebsaufgaben, schreibt Groier weiter, destabilisieren die Regionalwirtschaft, in der die Landwirtschaft wichtige Funktionen erfüllt (2004, 125). Auch Ressourcenschutz, Biodiversität, Lebensmittelqualität und -sicherheit leiden unter der Strategie des Wachstums und Weichens (2004, 6, 8). Global gesehen führt sie zu „ungerechtem Welthandel zugunsten der wohlhabenden Länder“, da sich diese in einem „ruinösen Verdrängungswettbewerb“ Wettbewerbsvorteile und Marktanteile sichern und die Landwirtschaft in benachteiligten Ländern zerstören (2004, 5f).

Zusammen mit den Ausführungen der beiden vorangegangenen Kapitel zeichnen die hier beschriebenen Beobachtungen und Analysen ein deutliches Bild des dominanten Regimes, das sich auf Kleinbauern und -bäuerinnen als feindliche Umwelt auswirkt. Diese sind mit van der Ploeg als Peasants zu verstehen, bedroht in ihrer Existenz,

geeint im Widerstand, den sie wie Maria individuell in ihrer täglichen Produktion und/oder öffentlichkeitswirksam gemeinsam mit der IG Milch leben.

Marias Widerstand besteht darin, biologisch zu produzieren, weil es die Tiere respektiert und die Umwelt schützt, obwohl es höhere Kosten und mehr Arbeitszeit bedeutet. Ihr Widerstand zeigt sich in den zahlreichen Nebentätigkeiten, die sie und ihre Familie verfolgen, um die landwirtschaftliche Produktion zu stärken; darin, dass sie für den Eigengebrauch Gemüse anbauen und Geflügel halten; darin, dass Maria Gesprächsgruppen besucht, Fortbildungsangebote wahrnimmt und Zeitschriften abonniert, deren Inhalte eben nicht der Linie der herrschenden Agrarpolitik entsprechen. Der Widerstand der IG Milch besteht darin, sich zu organisieren, politisch aktiv zu werden, mit Medien, KonsumentInnen und gleichgesinnten Organisationen zu kooperieren, eine eigene Marke ins Leben zu rufen und eine Liefergemeinschaft zu gründen, laut zu demonstrieren, Erfolge gemeinsam zu feiern und auch (Milch)Bauern und Bäuerinnen in anderen Staaten und auf anderen Kontinenten zu unterstützen. Denn ihr Einsatz beschränkt sich weder auf die Mitglieder der IG Milch noch auf kleine Milchbauern und -bäuerinnen aus Österreich oder Europa. Ihre Produktionsweise, ihre Werte und ihr leiser oder lauter, bewusster oder unbewusster Widerstand gegen das dominante Regime, das sie bedroht, eint sie.

2.3. Was heißt „Krise“?

Ich sage: „Das ist eine Krise!“ Und alle wissen, was gemeint ist. Oder?

Was bedeutet „Krise“ eigentlich? Wie können wir „Krise“ konzeptuell fassen? Was ergibt sich daraus, wenn wir „Krise“ anthropologisch betrachten?

Im Folgenden werde ich diese Fragen beantworten und die Kontexte und Bedingungen des Krisenkonzeptes erläutern, welches die Voraussetzung für die Analyse meiner Daten in den späteren Kapiteln bildet.

2.3.1. „Krise“ als blinder Fleck

Aufgabe der ethnographischen Forschung ist es, das zu hinterfragen und explizit zu machen, „was sich von selbst versteht“ so Ybema und Kamsteeg (2009, 101). „Krise“ ist ein gutes Beispiel dafür. Mehr noch, „Krise“ versteht sich nicht nur von selbst, sie ist auch allgegenwärtig. Der Anthropologe Kosmatopoulos nennt „Krise“ „the buzzword

of our times“ und einen der am meisten verbreiteten sowie verallgemeinernden Begriffe unserer Zeit (2014, 479). Für den Historiker und Kulturwissenschaftler Mergel ist der Begriff zu einer umfassenden Chiffre geworden, die „offensichtlich vieles aus unserer Wirklichkeit [beschreibt]“ (2012, 14). Koselleck und Roitman sind sich einig, dass „Krise“ in fast allen Lebensbereichen und kontemporären Narrativen präsent ist (Koselleck u. a. 2010, 203; Roitman 2014, 3). Die Anthropologin Roitman führt weiter aus, dass „Krise“ als Begriff selbsterklärend erscheint und daher die Feststellung einer Krise ohne Begründung oder Beweis auskomme (2014, 3, 10). Um das zu verdeutlichen, bezeichnet sie „Krise“ als „blinden Fleck“, als einen Blickwinkel, der selbst nicht im Blick ist (2014, 13). Diesen blinden Fleck diagnostiziert sie auch den sozialwissenschaftlichen Narrativkonstruktionen (2014, 11). Häufig behandelt – anthropologische und andere wissenschaftliche – Literatur „Krise“ als Tatsache und setzt mit ihrer analytischen Arbeit danach an. Sie beschäftigt sich mit den Ursprüngen oder Folgen einer „Krise“, ohne zu beachten, dass „Krise“ erst existiert, wenn jemand sie behauptet. Roitman macht sich mit ihrer Monographie daran, diese Leerstelle zu füllen, indem sie betrachtet, wie „Krise“ als Erkenntnisobjekt konstituiert wird (2014, 3). Sie hält fest, dass es nicht „Krise“ und „Unkrise“ gibt („noncrisis“ im Original), die beide empirisch beobachtet werden könnten (2014, 10). Vielmehr ist „Krise“ eine logische Beobachtung, die in einem selbstreferenziellen System Bedeutung erschafft (d.h. „Krise“ lässt sich nur mit „Krise“ erklären). Das heißt, indem ich einen Sachverhalt als „Krise“ bezeichne, vermittele ich meinem Gegenüber zusätzliche Informationen über die Situation, die ich nicht weiter erläutern muss und die dieses „selbstverständlich“ versteht.

In der Fachgeschichte der Kultur- und Sozialanthropologie war „Krise“ kein konstitutives Konzept und bis heute fehlt ein prägnantes und theoretisch fundiertes Konzept im Grundwortschatz der Disziplin, stellen die AnthropologInnen Beck und Knecht fest (2016, 56). Selbst einschlägige Nachschlagewerke vernachlässigen diesen nicht erst seit gestern weit verbreiteten Begriff völlig.¹⁸ Hingegen wurde „Krise“ in der Geschichte der Anthropologie häufig in ihrer Kapazität als heuristische Chance genutzt, weil daran soziale Ordnungen und kulturelle Muster sichtbar werden (Beck und Knecht 2016, 61).

¹⁸ Beck und Knecht nennen hier als Beispiele „Routledge Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology“ von 2002 und „Key Concepts of Social and Cultural Anthropology“ von 2003, die dem Begriff „Krise“ nicht nur keinen eigenen Eintrag gewähren, sondern ihn nicht einmal im Index erwähnen (2016, 56).

Die „Krise“ dient als „generator of practices of ordering“ (Beck und Knecht 2016, 60) und ermöglicht AnthropologInnen einen Blick auf Normen und ihre Neuverhandlung in dieser „kritischen“ Situation. Dies erscheint ForscherInnen oft als Chance oder Glücksfall um eine Gesellschaft oder einen gesellschaftlichen Aspekt besser zu verstehen. Doch wird die „Krise“ damit auf eine Metapher für soziale Ordnungsprozesse reduziert und dem Konzept „Krise“ wird weiter keine Beachtung geschenkt. Stattdessen wird die „Krise“ als Tatsache vorausgesetzt und bleibt größtenteils ein blinder Fleck.

Ein solches Vorgehen greift mir zu kurz. Vor allem wenn eine Krise im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht wie hier, muss eine gründliche theoretische und konzeptuelle Auseinandersetzung mit dem Begriff „Krise“ geleistet werden. Wie soll „Krise“ verstanden werden, damit sie kein blinder Fleck bleibt?

2.3.2. „Krise“ als Behauptung

„Krise“ ist keine objektiv beobachtbare Tatsache, denn ein Sachverhalt präsentiert sich nicht selbstverständlich oder offensichtlich als „Krise“. Wenn wir „Krise“ beobachten, ist es vielmehr so, dass wir Menschen dabei beobachten, wie sie eine Situation als „Krise“ bezeichnen. Denn „Krise“ wird behauptet. Eine Situation wird zur „Krise“, indem jemand sie als „Krise“ deklariert. „Krise“ ist kein Ding-an-sich, sondern eine soziale Konstruktion, die machtvollen Bedeutungen transportiert und gesellschaftliche Wirkungen entfaltet (vgl. Roitman 2014, 39).

Laut Duden bedeutet „Krise“: „schwierige Lage, Situation, Zeit [die den Höhe- und Wendepunkt einer gefährlichen Entwicklung darstellt]; Schwierigkeit, kritische Situation; Zeit der Gefährdung, des Gefährdetseins“ (Dudenredaktion o.J.). Das ist die Bedeutung, auf die wir uns im deutschsprachigen Raum gesellschaftlich geeinigt haben. Doch eine „Lage, Situation, Zeit“ ist nicht von sich aus „schwierig“ oder „gefährlich“, sie wird es erst durch die Beurteilung von Menschen. Erst dadurch, dass jemand feststellt, „das ist eine Krise“, wird eindeutig, dass es sich um eine schwierige oder gefährliche Situation oder Zeit handelt.

„Krise“ ist eben nicht selbstverständlich oder selbsterklärend, auch wenn wir im Alltag den Begriff so verwenden, als wäre sie es. Es muss erst jemand die „Krise“ behaupten, damit sie ihre Wirkung entfalten kann und damit sie existiert.¹⁹

Roitman bezeichnet „Krise“ als Beobachtung und als Unterscheidung: “In that sense, crisis is not a condition to be observed (loss of meaning, alienation, faulty knowledge); it is an observation that produces meaning. More precisely, it is a distinction that secures ‘a world’ for observation [...]” (2014, 39). Die Beurteilung einer Situation als „Krise“ kreiert einen neuen Sachverhalt und erschafft vorher nicht dagewesene Bedeutungselemente. Welche sind das? Was sind die Informationen, die mit der Behauptung „das ist eine Krise“ transportiert werden? Auf diese Fragen und ihre Konsequenzen gehe ich in den folgenden Kapiteln näher ein.

2.3.3. „Krise“, Kritik und die Forderung nach Veränderung

„Krise“ ist eine Beurteilung, wie bereits festgestellt. Einen Sachverhalt als „Krise“ zu beurteilen, beinhaltet eine negative Bewertung dieses Sachverhalts und damit Kritik. Für den Historiker Koselleck, Autor der einzigen Begriffsgeschichte von „Krise“, ist die „Krise“ eine Tochter der Kritik (Mergel 2012, 12).

Eine Situation als „Krise“ zu bezeichnen, bedeutet, ein Urteil über diese Situation zu fällen (Roitman 2014, 9). Dieses Urteil besagt, dass die Situation „schwierig“ oder „gefährlich“ ist – sie ist nicht so, wie sie sein sollte. Roitman schreibt, dass das Urteil „Krise“ notwendigerweise die Frage mit sich bringt, was falsch gelaufen ist (2014, 10). Denn „Krise“ beurteilt eine Situation als falsch oder fehlerhaft.

Ob eine Person oder Gruppe eine Situation als falsch bezeichnet, hängt von ihrem Blickwinkel ab. „Krise“ ist ein Standpunkt – und zwar meist ein moralischer (Narotzky und Besnier 2014, S14). Denn die Beurteilung einer Situation ist davon abhängig, welche Werte die urteilende Person oder Gruppe vertritt. Indem das Urteil „Krise“ gefällt wird, werden die jeweiligen Werte verhandelt (Roitman 2014, 12; Beck und Knecht 2016, 60; Barrios 2017, 152).

¹⁹Mergel übertitelt seine Einleitung zum Sammelband „Krisen verstehen“ mit „Krisen als Wahrnehmungsphänomene“, was inhaltlich zu meinen bisherigen Ausführungen passt. Jedoch schreibt er darin auch: “Häufig sind die reale und die wahrgenommene Krise nicht deckungsgleich.” (Mergel 2012, 16) Damit schafft er einen (potenziellen) Widerspruch zwischen „realer“ und „wahrgenommener Krise“. Außerdem verweist er damit auf „Krise“ sowohl als objektive Tatsache als auch als Distinktion. Das ist unlogisch, inkonsequent und negiert, dass auch soziale Konstruktionen real sind.

Das Urteil „Krise“ steht für eine Diagnose der Gegenwart (Roitman 2014, 4). Die Gegenwart wird betrachtet und für nicht gut genug befunden. Dieses Urteil beruht auf dem Vergleich der Gegenwart, wie sie ist, mit der Vorstellung, wie sie sein sollte. Diese Kritik bildet einen Großteil des Narrativs der Krise (Roitman 2014, 41). Dieses Narrativ erzählt und erklärt, worin eine spezifische Krise besteht, was falsch gelaufen ist, so dass es zur Krise kam, wer schuld daran ist etc. Das jeweilige Narrativ bettet eine spezifische Krise ein in einen Kontext aus Geschichtsverständnis, Zukunftsvorstellungen und Werten. Es erzählt die Geschichte der jeweiligen Kritik und es beinhaltet – ganz zentral – die Forderung nach Veränderung. Auf der Grundlage des Urteils „das ist eine Krise“ wird Veränderung gefordert, damit die Zukunft so wird, wie sie sein soll – richtig, statt so, wie die Gegenwart jetzt ist – falsch (Roitman 2014, 9).

Die Verbindungen zwischen Veränderung und Krise sind eng. Oft führt die Wahrnehmung einer Veränderung dazu, dass „Krise“ behauptet wird.²⁰ Immer beinhaltet das Urteil „Krise“ auch den Ruf nach Veränderung. „Krise“ wird zum Unterscheidungsmerkmal zwischen erwünschtem Wandel („damit wir die Krise überwinden“) und unerwünschtem Wandel („deswegen haben wir die Krise“). Dabei geht es nicht darum, *ob* Veränderung stattfindet – denn Veränderung findet ständig statt (Mergel 2012, 13f) –, sondern *welche* Veränderung stattfinden soll. „Krise“ ist der Ort, an dem Veränderungen verhandelt werden (Beck und Knecht 2016, 60), und zwar auf der Grundlage der jeweiligen Werte und Zukunftsvorstellungen. „Krise“ ist das Mittel um Veränderungen zu kennzeichnen (Roitman 2014, 64) und bestimmte Veränderungen nachdrücklich einzufordern.

2.3.4. „Krise“, eingebettet

„Krise“ schwebt nicht im luftleeren Raum, sondern ist vielfältig verknüpft mit diversen Aspekten. Sie alle gehören zu der Bedeutung, die mit der Behauptung „Krise“ kommuniziert wird. Diese Behauptung geht einher mit, basiert auf und transportiert verschiedene Vorstellungen, die ich in diesem Kapitel erläutern werde. Gemeinsam bilden sie das Wissen, das gesellschaftlich zum Urteil „Krise“ vorhanden ist.

²⁰Mergel geht sogar so weit, „schnellen Wandel“ per se als Krise zu verstehen (2012, 14). Das führt ihn allerdings argumentativ in eine Sackgasse. „Krise“ entscheidet sich eben nicht daran, ob ein Wandel schnell, langsam oder überhaupt stattfindet. Denn „Krise“ ist keine Beschreibung einer Situation, sondern deren Unterscheidung und Beurteilung – sie entscheidet sich an der Kritik (Roitman 2014, 39).

Ich ziele mit meinen Ausführungen nicht auf Vollständigkeit ab, sondern greife die Elemente auf, die für das Konzept „Krise“ grundlegend und für das Verständnis meiner Daten relevant sind.

„Krise“ eingebettet in Zeit

„Krise“ ist ohne Zeitlichkeit nicht zu denken, so Mergel (2012, 13), denn in der Krise herrscht Zeitdruck. Strasser (2016, 30) nennt dies die Notfalls-Zeitlichkeit von Krisen (im Original „temporality of emergency“). Die Behauptung „Krise“ vermittelt ein Gefühl der Dringlichkeit: Es muss sich *jetzt* etwas ändern, es muss *jetzt* etwas passieren, sonst ist es zu spät!

Dies ist nur ein Aspekt der Verknüpfung von „Krise“ und „Zeit“. Die Notfalls-Zeitlichkeit einer Krise kann auch eine untergeordnete Rolle spielen, wie meine Daten zeigen werden. Viel bedeutsamer ist die im Begriff „Krise“ implizierte Zeittheorie (Koselleck u. a. 2010, 204). In meinen Ausführungen zur im Krisennarrativ enthaltenen Forderung nach Veränderungen klang diese bereits an. Bei dem Urteil „Krise“ geht es um die Zukunft, die nicht so aussehen soll wie die Gegenwart – „the problem is the future“ (Roitman 2014, 96). Im Konzept „Krise“ ist immer diese zeitliche Dimension mit ausgedrückt: der Unterschied zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Roitman 2014, 17). Oder, wie Narotzky und Besnier es formulieren (2014, S5): „Past experiences provide a horizon of expectations configuring present aspirations and hopes for the future.“ In diese Vorstellungen von zeitlichen Entwicklungen hinein tritt die Behauptung „Krise“ und schafft einen bedeutungsvollen, historischen Moment. Hier, in diesem Moment, entscheidet sich die Zukunft. Durch die Kritik am *Jetzt* werden neue Möglichkeiten für die Zukunft eröffnet, können neue Wege erdacht, andere Zukünfte geschaffen werden (Roitman 2014, 4). Eine „neue Zeit“ kann beginnen (Roitman 2014, 19).

Beck und Knecht heben hervor, dass diese Idee von „Zeit“, besonders die Beziehungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dem Konzept von „Krise“ innewohnen. Obwohl der Begriff „Krise“ viele Bedeutungen haben kann und weit verbreitet ist, bleibt ihm immer dieses spezifisch „westliche“ und „christliche“ Verständnis von Zeit (Beck und Knecht 2016, 60). Das sollte mitgedacht werden, wenn „Krise“ in der anthropologischen Forschung als Interpretationsmuster angewandt wird, denn der Angemessenheit dieses Konzepts sind dadurch Grenzen gesetzt. Das Wissen, die Be-

deutungen, die mit dem Konzept „Krise“ transportiert werden, sind nicht universal, sondern spezifisch. Für den Kontext meiner Forschung zur Milchkrise in Österreich hat die lineare Zeitvorstellung jedenfalls Gültigkeit.

„Krise“ eingebettet in Imagination

Die oben besprochene, im Konzept „Krise“ implizierte Zeittheorie geht Hand in Hand mit Imagination. Rückblickend wird eine Vergangenheit, eine Geschichte imaginiert, die aus zuerst identifizierten und dann zusammengesetzten Ereignissen besteht. Vorausblickend wird eine Zukunft imaginiert, die sich aus dieser Geschichte entwickelt. „Imaginiert“ heißt hier nicht „beliebig ausgedacht“. Vielmehr entfalten hier gesellschaftliche Konventionen bzw. soziale Konstruktionen ihre Wirkmächtigkeit.

Strenggenommen müsste „Geschichte“ alles umfassen, was jemals passiert ist. Doch dazu haben wir Menschen keinen Zugang. Den brauchen wir auch nicht, um „unsere“ Geschichte zu erzählen: Wir wählen Ereignisse aus (dazu stellen wir zuerst fest, was als Ereignis gilt) und wir verbinden sie miteinander, chronologisch, kausal, logisch, willkürlich, widersprüchlich – wie auch immer. So schaffen und erzählen wir „Geschichte“, so imaginieren wir Vergangenheit. In paralleler Weise verfahren wir mit Zukunftsimaginationen. Die Idee, die hierbei Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet, ist die der „Entwicklung“. Eine „Geschichte“ zeichnet oft eine „Entwicklung“ nach und diese kann in die Zukunft hinein verlängert werden. Damit wird „Zukunft“ greifbar und persönlich, nur so können wir etwas über die Zukunft „wissen“. Zukunft wird imaginiert. Den „Zwang zur Vorausschau“ nennt Koselleck diese Imagination der Zukunft, die so untrennbar mit der Behauptung einer Krise verbunden ist (2010, 205). Mit dem Urteil „Krise“ wird die laufende Entwicklung kritisiert. Die aus dieser Entwicklung erwachsende imaginierte Zukunft wird als nicht gut genug verurteilt. Als Folge des Krisenurteils können Veränderungen der Entwicklung, der Richtung verhandelt und damit alternative Zukünfte geschaffen werden. Das Urteil „das ist eine Krise“ verändert selbst noch keine Entwicklung, aber es schafft den Ort dafür (vgl. Roitman 2014, 85). Alternative Zukünfte werden ebenfalls imaginiert – diese umfassen Vorstellungen eines lebenswerten Lebens (Narotzky und Besnier 2014). Imaginationen eines solchen „guten Lebens“ sind wiederum verknüpft mit den Werten, auf denen die Kritik am Status quo und das Urteil „Krise“ beruhen.

Die Behauptung „Krise“ kann auch mit einer Notfall-Zeitlichkeit (wie oben erwähnt) und den dazu gehörenden Imaginationen von Dringlichkeit, Unsicherheit oder Zeitdruck verbunden sein (Mergel 2012, 13). Alle diese Imaginationen sind zutiefst verbunden mit Emotionen.

„Krise“ eingebettet in Emotionen

Die Kritik, das Urteil, Vergangenheit, Zukunft und die damit verbundenen Imaginationen, sie alle sind vielfältig verflochten mit Gefühlen wie z.B. Angst, Hoffnung, Freude, Trauer, Wut. „Krise“, schreibt Masco (2017, S65), „is, in the first instance, an affect-generating idiom.“ Das Urteil „Krise“ ist nicht nur verbunden mit Emotionen, es generiert auch welche. Nicht nur Bedeutungen, Bewertungen, Wissen und Imaginationen werden mit dieser Behauptung kommuniziert, sondern auch Gefühle.

„Emotionen“ verstehe ich – den Ausführungen der Sozialwissenschaftlerin Sara Ahmed entsprechend – als eine Form kultureller Politiken, eine Art, Welten zu erschaffen („world making“ im Original, Ahmed 2014, 12). Die Autorin entwirft ein Modell, in dem Emotionen weder psychologisiert noch privatisiert werden. Emotionen sind also nicht als persönliche, psychologische Zustände zu verstehen, sondern als soziale und kulturelle Praxis (Ahmed 2014, 9).²¹ Emotionen befinden sich nicht im Inneren von Subjekten oder Objekten, sondern werden als Zirkulationseffekte produziert (Ahmed 2014, 8). Das heißt, Emotionen sind nicht etwas, das ich „habe“, sondern etwas, das entsteht, wenn ich mit einem Objekt oder einem anderen Körper in Kontakt komme. „Objekte“ kann hier sowohl materielle Dinge als auch Imaginationen meinen (Ahmed 2014, 7). „Krise“ als imaginiertes Objekt zirkuliert in der Gesellschaft und produziert verschiedene Emotionen, wenn es in Kontakt mit Menschen kommt. Je mehr nun ein Objekt zirkuliert, umso „emotionaler“ wird es (Ahmed 2014, 45). Ahmed (2014, 11) beschreibt diesen Vorgang mit den Worten, dass Objekte „klebrig“ werden können: Ihnen haften durch die wiederholte Zirkulation und häufigen Begegnungen Emotionen an – sie werden mit Emotionen gesättigt.

²¹ Ahmed schließt sich damit zahlreichen anderen AnthropologInnen und SoziologInnen an, die diese Sichtweise vertreten. Aufgrund ihres Interesses daran, was Emotionen tun – statt was sie sind – beschäftigt sie sich aber nicht mit den Unterschieden zwischen Emotionen, Affekten, Sensationen etc. (Ahmed 2014, 5, 9). Ich folge in beidem ihrem Vorgehen.

Die Angst vor der Zukunft, die mit der „Krise“ einhergeht, verbindet Menschen miteinander (Mergel 2012, 15). Für Masco liegt die Hauptfunktion von „Krise“ in ihrer Fähigkeit zu mobilisieren, indem sie schockiert (2017, S65). Emotionen, transportiert und kommuniziert durch die Behauptung „Krise“, entfalten gesellschaftliche Wirkungen.

Narotzky und Besnier (2014) machen in ihrem Artikel „Hoffnung“ zu einem Schwerpunkt. „Hoffnung“ bewegt sich an der Schnittstelle von Imagination, Zukunft und Emotion, sie verweist auf Spannungen zwischen dem Ist und dem Soll, dem Jetzt und dem Dann. Sie erwächst aus der Fähigkeit, alternative Zukünfte zu imaginieren, und sie verleiht diese Fähigkeit (vgl. Narotzky und Besnier 2014, S11).

Die Behauptung „Krise“ ist ohne Blick auf Emotionen meines Erachtens nach nicht vollständig zu verstehen. Wenn es um die Gestaltung der Zukunft geht, um die Bewertung von Entwicklungen, die Forderungen nach Veränderung, dann geht es immer auch um emotionale Prozesse.

„Krise“ eingebettet in Politik

Eine Krise wird häufig als das Produkt politischer Entscheidungen und politökonomischer Weichenstellungen verstanden. Masco behandelt in seinem Artikel die „Krise nuklearer Gefahren“ und die „Klimakrise“ und stellt für beide fest, dass sie „the outcome of explicit policies and economic priorities“ sind (2017, S73). Ähnliches nimmt Barrios für Krisen, Desaster und Katastrophen wahr. Er hält fest, dass ihre Auswirkungen das Produkt von technowissenschaftlichen und rechtlichen Praktiken sind, die wiederum von politökonomischen Kräften beeinflusst werden (Barrios 2017, 156).

Diese Begründungen sind Teil des Krisennarrativs und zeigen auf, dass die Behauptung „Krise“ Subjekt politischer Interpretationen ist (Barrios 2017, 162). Eine spezifische Krise ist nicht selbsterklärend, sie bedeutet nicht zwingend dasselbe für alle, die damit in Kontakt kommen. Sie wird erst interpretiert, in einen Kontext gestellt, in Zusammenhang gebracht mit Ursachen und Konsequenzen. Ein Krisennarrativ wird in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Positionen generiert und die gesellschaftliche Diskussion, was die Krise ist, warum es eine Krise gibt, wie sie überwunden werden soll etc., ist ein politischer Prozess. Masco stellt die Frage, wie sich ideologische Festlegungen auf das Verständnis von Krise auswirken (2017, S73). Denn dass sie es tun, steht außer Frage.

Nicht nur die Schaffung eines Krisennarrativs und sein Inhalt sind politisch, auch das Urteil „Krise“ zu fällen, ist ein politischer Akt. Die Behauptung „Krise“ stellt eine ganz bestimmte – nämlich politische – Lösung dar in Bezug auf das, was als problematisch identifiziert wird (Roitman 2014, 12). Sie offenbart einen (politischen) Konflikt (Roitman 2014, 88). Das kann die Frage nach gerechter Verteilung sein. Krippner versteht die Geschichte von „Krise“ z.B. als Funktion der ewigen Frage, welche sozialen AkteurInnen unter abnehmendem Wohlstand leiden sollen (Krippner in Roitman 2014, 83f). Strasser plädiert dafür, „Krise“ als Instrument zur Rechtfertigung von Eingriffen und zur (Um)Verteilung von Macht zu verstehen (Strasser 2016, 28). In diesem Sinn ist „Krise“ ein politisches Instrument – nicht zuletzt, weil sie auf politische, ökonomische und rechtliche Reaktionen abzielt (Strasser 2016, 30). Roitman spricht gar von einer „politics of crisis“ und führt aus, dass die Behauptung „Krise“ Interessensgruppen politisiert (2014, 69). Das heißt, „Krise“ kann auch politisches Bewusstsein schaffen und zu politischem Handeln bewegen, wo vorher keines war.

2.3.5. Was tut „Krise“?

In den vorangegangenen Ausführungen sind schon einige Antworten auf diese Frage angeklungen. Ich will sie hier zusammenfassen und auf zwei weitere, bisher fehlende Fragen eingehen.

Mehrfach habe ich erwähnt, dass die Behauptung „Krise“ kritisiert und bewertet und dass sie Bedeutungen und Imaginationen transportiert. „Krise“ produziert ein Narrativ mit Erklärungen, fordert Veränderung und unterscheidet die aktuelle Situation von dem Fluss der Geschichte, in dem wir uns befinden (Roitman 2014, 39). Sie verschafft diesem Moment eine besondere Bedeutung, markiert einen (potenziellen) Wendepunkt in der Geschichte (Roitman 2014, 19). Sie ist aufgeladen mit, transportiert und weckt Emotionen. Und „Krise“ politisiert.

Dieses Wirken von „Krise“ kann je nach Situation und nach agierenden Gruppen unterschiedliche Ausprägungen annehmen. In den Beispielen, mit denen Masco, Roitman und Strasser jeweils arbeiten, wird die Behauptung „Krise“ dazu verwendet, vorhandene Institutionen und Praktiken zu stabilisieren (Masco 2017, S73), bestehende Dichotomien und Hierarchien zu reproduzieren (Roitman 2014, 90) und neue Unter-

drückungsmechanismen einzuführen (Strasser 2016, 33). „Krise“ wird in diesen Beispielen durchgehend dazu genutzt, bestehende Machtstellungen zu legitimieren und auszubauen.

Was diese Beispiele aber noch gemeinsam haben, ohne dass die AutorInnen explizit darauf hinweisen, ist, dass hier „Krise“ aus einer Position der Autorität und der Mehrheit behauptet wird. Es sind die Regierungen, die hier mit den Behauptungen „nukleare Krise“, „Klimakrise“ (Masco 2017), „Finanzkrise“ (Roitman 2014) oder „Flüchtlingskrise“ (Strasser 2016) operieren und diese Behauptungen im weiteren Verlauf für ihre eigenen Interessen nützen. Das ist nicht weiter erstaunlich, nachdem wir bereits festgestellt haben, dass das Urteil „Krise“ ein politisches ist.

Allerdings bedeutet dies für weitere Forschungen zu „Krise“, dass nicht nur die Frage gestellt werden muss, was die „Krise“ tut, sondern auch was sie *für wen* tut und wer sie behauptet. In Bezug auf meine Daten, auf die IG Milch, die die Milchkrise behauptet, bedeutet das, mitzudenken, dass die Krisenbehauptung hier aus einer marginalisierten Position aufgestellt wird.

3. Zwischenbilanz: Die Milchkrise = eine Behauptung

Am Beginn meiner Forschung stand die unhinterfragte Selbstverständlichkeit der Krise. Je mehr Wissen ich über die Milchkrise erwarb, umso mehr Fragen stellte ich mir – zur Milchkrise und zur „Krise“ überhaupt. Worin bestand die Krise? Wer war betroffen? Wer sprach von einer Krise? Wer nicht? Was macht eigentlich eine Krise zur Krise? Je besser ich die IG Milch, ihre Positionen und ihre Vorgehensweise kennen lernte und je mehr Informationen ich über die Situation der (Milch)Bauern und Bäuerinnen in Österreich sammelte, umso vielfältiger, komplexer und widersprüchlicher wurde die „Krise“ in meinen Notizen. Ich erkannte, dass ich einen großen Schritt zurück machen, den Blick von dem Geschehen um mich herum abwenden und mich theoretisch mit dem Konzept der Krise beschäftigen musste.

Roitmans „Anti-crisis“ (2014) half mir zu verstehen, dass „Krise“ kein Objekt, kein Ding-an-sich, sondern eine Behauptung ist. „Krise“ wird nicht anhand eines wissenschaftlichen Kriterienkatalogs bestimmt, sie wird behauptet. Diese Behauptung ist ein Urteil, das über die Gegenwart gefällt wird, ihr Inhalt ist Kritik. Das Narrativ einer Krise beinhaltet neben einem Urteil auch immer die Forderung nach einer Veränderung, damit die Zukunft anders – besser – wird als die Gegenwart.

Was bedeutet es, „Krise“ als Behauptung zu verstehen? Welche Folgen hat es? In erster Linie verliert eine Krise dadurch ihre Selbstverständlichkeit. Das macht es notwendig, Fragen zu stellen, an die bisher gar nicht gedacht werden konnte, zuallererst die Frage: Wer behauptet die Krise? Im Fall meiner Forschung sind es die SprecherInnen der IG Milch und ihre UnterstützerInnen und KooperationspartnerInnen. Die Frage, die daraus folgt, ist: Warum? Was bringt es ihnen, „Krise“ zu behaupten? Was tut „Krise“ für sie? Dieser Frage gehe ich mit der vorliegenden Arbeit nach. Doch bevor ich zur Antwort kommen kann, ist es notwendig, die Kontexte besser zu verstehen – den des Konzepts „Krise“ sowie den der spezifischen Behauptung „Milchkrise“. Abb. 22 stellt die drei wichtigsten kontextuellen Aspekte der letzten Kapitel grafisch dar.

Die Behauptung „Krise“ beinhaltet Informationen auf diesen Ebenen. Das heißt, wenn eine Person eine Krise deklariert, beruft sie sich damit auf bestimmte Zeitvorstellungen, die sie gleichzeitig weiter kommuniziert. Genauso ist „Krise“ ein emotional aufgeladenes Objekt (vgl. Ahmed 2014), das auf bestimmte Emotionen verweist und Emotionen evoziert. „Krise“ zu behaupten ist außerdem ein politischer Akt und ihr Inhalt Subjekt politischer Interpretation. Für die Erforschung einer Krise ist es unverzichtbar,

diese Ebenen der kontextuellen Aspekte ebenfalls zu untersuchen und konsequent mitzudenken, da relevante Informationen sonst unbeachtet bleiben würden.

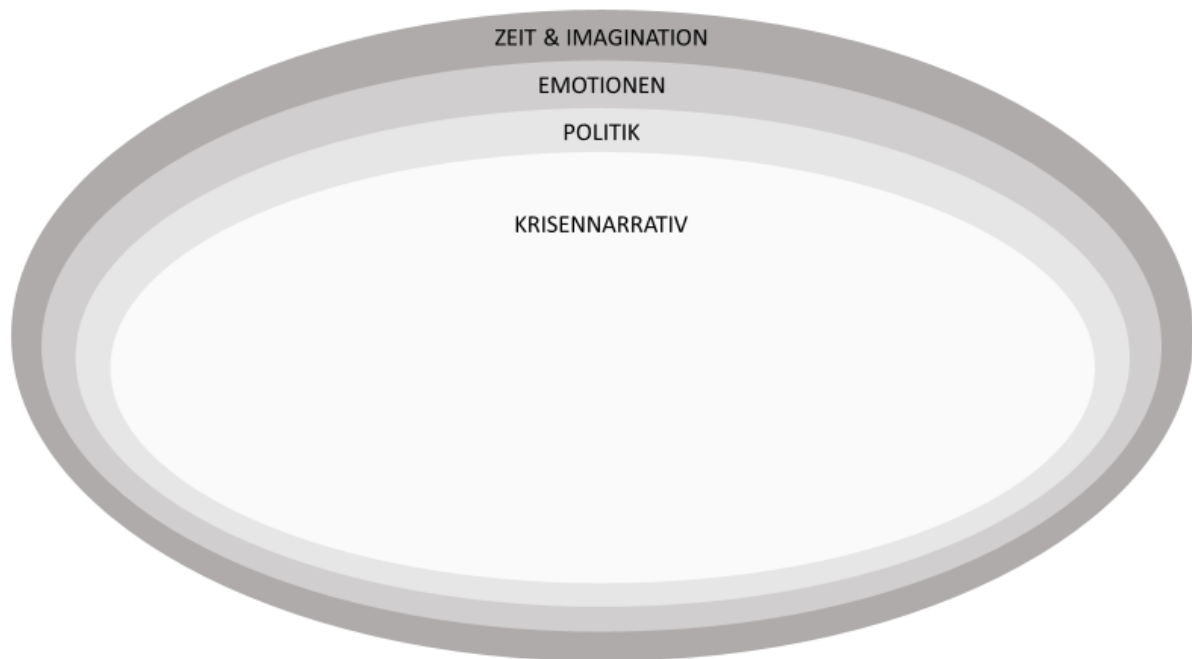


Abb. 22: Grafische Darstellung drei kontextueller Aspekte des Krisennarrativs

Diese drei Aspekte kristallisierten sich während meiner Forschung und Recherche als die wichtigsten heraus. Weitere Forschung wird zeigen, inwiefern mein Modell ergänzt und überarbeitet werden muss. Im Folgenden fasse ich kurz die wesentlichen Ergebnisse der letzten Kapitel zusammen, auf denen ich danach meine Analyse des Milch-krisennarrativs aufbaue.

Zeit & Imagination: Die Behauptung „Krise“ ist eingebettet in ein lineares Zeitverständnis, welches die Vorstellung bedingt, dass die Geschichte in gleicher Weise fortgeschrieben wird wie bisher, außer es tritt eine Veränderung ein. „Krise“ schafft den Ort für eine solche Veränderung, sie bildet die Zäsur im Fluss der Geschichte. Weitere gesellschaftliche geteilte Imaginationen, mit denen „Krise“ verbunden ist, sind z.B. das Gefühl der Dringlichkeit oder alternative Zukünfte. Die Zukunft ist zentral für diesen kontextuellen Aspekt und für die gesellschaftliche Bedeutung von „Krise“ überhaupt. Für die kleinen, österreichischen Milchbauern und -bäuerinnen schwindet die Chance auf eine Zukunft immer mehr, wenn die Geschichte des Strukturwandels unverändert fortgeschrieben wird.

Emotionen: Zukunftsimaginationen sind, wie auch die Behauptung „Krise“, „klebrige“ Objekte (Ahmed 2014), sie sind gesättigt mit Emotionen. Das Urteil „Krise“ zu fällen, Veränderungen zu fordern, die Interpretation der Krise zu verhandeln – dies sind alles auch emotionale Prozesse. Dabei entstehen Emotionen durch den Kontakt mit Menschen und Objekten, sie werden kommuniziert, sie verbinden Menschen. Gefühle wie Angst, Enttäuschung oder Wut können Menschen angesichts der Bedrohung ihrer Lebensweise und Zukunft verbinden. Emotionale Handlungen des gemeinsamen Widerstands wie Protestaktionen oder die Werbung um Unterstützung können sie in Hoffnung, Freude und Zusammengehörigkeitsgefühl vereinen – auch über nationale Grenzen hinweg. Das Leben in der Krise und die erhoffte Zukunft sind jeweils mit bestimmten – auch emotionalen – Charakteristika verbunden, wie ich zeigen werde. Emotionen entfalten ihre gesellschaftliche Wirkung auch, indem sie Personen und Gruppen mobilisieren, die nicht zu den unmittelbar Betroffenen gehören. Emotionen als kontextueller Aspekt der „Krise“ werden vielfach an den sprachlichen Formulierungen und den immer wieder bewusst eingesetzten „klebrigen“ Objekten und Symbolen sichtbar, wie meine Analyse in den nächsten Kapiteln zeigen wird.

Politik: Die Deklaration und die Interpretation einer „Krise“ sind politische Prozesse. Das umfasst z.B. auch die Aushandlung der im Krisennarrativ enthaltenen Erklärungen zu den Fragen „Was läuft falsch?“ und „Wer ist schuld?“. Die Behauptung „Krise“ offenbart einen politischen Konflikt und stellt eine politische Lösung für ein Problem dar. Weiters kann sie Menschen und Gruppen politisieren, z.B. indem sie die Notwendigkeit schafft, sich für eine Seite (Teil des Problems oder Teil der Lösung) zu entscheiden. In Bezug auf die Situation der Milchbauern und -bäuerinnen ist die Einteilung in zwei Lager von zentraler Bedeutung. Die Behauptung „Krise“ kommt hier aus einer marginalisierten Gruppe („peasants“, vgl. van der Ploeg 2008; 2010) und steht der Sichtweise (und Politik) des dominanten Regimes gegenüber. Es handelt sich um ein sehr ungleiches Tauziehen um das Recht und die Möglichkeit auf eine selbstbestimmte Lebensweise und sichere Zukunft. Dass „Krise“ zutiefst politisch ist, bedeutet, dass nach sozialen Ungleichheiten, Gefällen in Handlungsmacht und Autorität und Debatten um Werte und Moral gefragt werden muss.

Eingebettet in diese drei ausgewählten kontextuellen Aspekte ist das Krisennarrativ, dessen Bestandteile und Inhalte ich im folgenden Kapitel analysiere und erläutere. Die im letzten Kapitel beschriebenen Kontexte dienen mir als Erklärungsrahmen. Mein Ziel

ist ein zweifaches. Einerseits will ich meine Forschungsfrage beantworten: Was tut die „Krise“ für die IG Milch? Was bringt es ihnen, Krise zu behaupten? Welchen Nutzen hat es für sie? Andererseits will ich einen theoretischen Beitrag zur Anthropologie der Krise leisten, um anderen ein besseres Werkzeug zur Erforschung von Krisen und Krisenbehauptungen zur Verfügung zu stellen, als mir bereitstand. Sozialwissenschaftliche Forschung muss vor dem Urteil „Krise“ ansetzen und aufhören, „Krise“ als ein Ding-an-sich zu behandeln. Eine „Krise“ darf – gerade in der anthropologischen und ethnographischen Forschung – nicht selbstverständlich sein. Stattdessen müssen Fragen gestellt werden, die über ein „Was ist falsch gelaufen?“ und „Wer ist schuld?“ hinausgehen und das Urteil „Krise“, die Vielschichtigkeit des jeweiligen Krisennarrativs und seinen gesellschaftlichen Kontext untersuchen.

4. Das Narrativ der Milchkrise

Die Behauptung „Krise“ geht mit einem Narrativ einher, das in erster Linie beantwortet, was falsch läuft und wer schuld ist. Gleichzeitig erklärt es – zum Teil implizit, zum Teil explizit –, wie es eigentlich sein sollte und was passieren muss, um dorthin zu gelangen. Dementsprechend gliedere ich meine Analyse in diese drei Bestandteile des Krisennarrativs: Urteil, Veränderung und das gute Leben (Abb. 23).

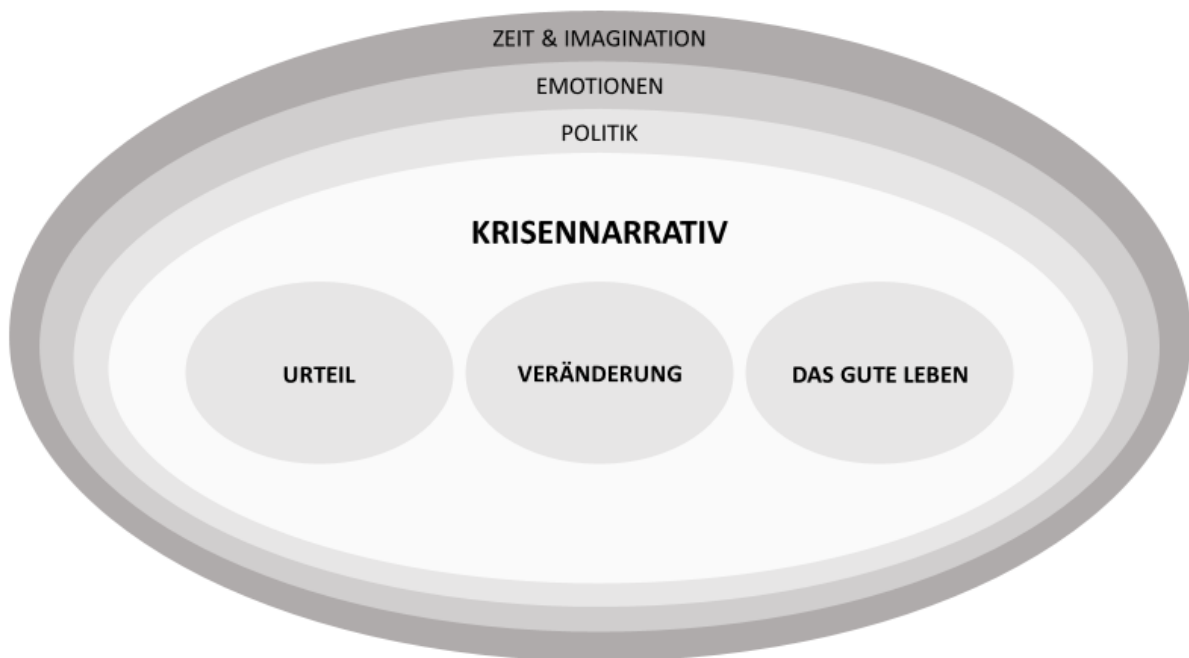


Abb. 23: Grafische Darstellung der drei Bestandteile des Krisennarrativs, eingebettet in dessen Kontexte

Die Trennung der Bestandteile ist jedoch eine rein analytische. Empirisch treten diese Aspekte immer gemeinsam und vermischt auf, da sie zutiefst miteinander verflochten und voneinander abhängig sind. Dies wird auch in meinen Ausführungen sichtbar, die häufig aufeinander Bezug nehmen und Inhalte aus anderen Unterkapiteln wieder aufnehmen oder darauf verweisen.

„Krise ist ein narratives Mittel“, so Roitman, denn Krise als Erzählung reflektiert die Bedeutung von Ereignissen und ordnet sie in einer logischen Folge an, wie in einer Geschichte, die erzählt wird (2014, 85). Das heißt auch, dass die Behauptung „Krise“ bestimmte Geschichten erst möglich macht. Eine Situation als „Krise“ zu beurteilen, erschafft neue Bedeutungselemente, weil dieses Urteil zu fällen zusätzliche Informationen – nämlich eine bestimmte Bewertung – kommuniziert. Diese Bewertung stellt für alle, die mit ihr in Berührung kommen, fest, was die Situation bedeutet und wie sie

einzuordnen ist. Zusätzlich zu der Bewertung „Krise“ wird von denjenigen, die sie vornehmen, ein Krisennarrativ entwickelt bzw. kommuniziert. Das Krisennarrativ erklärt konkret, was die Krise ist, wie es dazu kam, wer Schuld daran hat und was sich ändern muss, damit es so wird, wie es eigentlich sein soll. Es bettet die Krise in einen bestimmten gesellschaftlichen, politischen und/ oder ökonomischen Kontext ein. Mehr oder weniger explizit beinhaltet das Krisennarrativ auch eine Reihe an Informationen zu den der Kritik zugrunde liegenden Werten und Zukunftsvorstellungen und deren Verhandlung. Dabei kann es auch mehrere Krisennarrative geben, die einander ergänzen oder widersprechen können – die Interpretation einer Krise ist ein umkämpfter, politischer Prozess.

Im Folgenden behandle ich das Narrativ der IG Milch zur Milchkrise. Da ich die öffentlichen Auftritte und Aussagen einer einzigen Gruppe zur Analyse heranziehe, entsteht ein zwar differenziertes, doch homogenes Bild der Situation. Das sähe sicher anders aus, würde ich z.B. die Sicht milchverarbeitender Betriebe miteinbeziehen.

Wo relevant, gehe ich in den nächsten Kapiteln konkret auf die genannten, kontextuellen Aspekte der Krisenbehauptung ein und erkläre, inwiefern Zeit und Imagination, Politik oder Emotionen für den jeweiligen Bestandteil des Krisennarrativs eine Rolle spielen. Die Hauptbestandteile Urteil, Veränderung und das gute Leben gliedere ich weiter auf, um den verschiedenen Dimensionen dieses komplexen Narrativs besser gerecht zu werden.

Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen die Ansichten, Bewertungen und Forderungen der IG Milch, denn hier geht es um ihre spezifische Perspektive. Anhand ethnographischer Beispiele schildere ich ihre Sicht und ihr Erleben. In meiner Analyse fasse ich die Aussagen der IG Milch zusammen und erkläre sie im Kontext meiner theoretischen Ausführungen der letzten Kapitel. Für jeden Bestandteil erkläre ich, welchen Nutzen die IG Milch daraus zieht, ihre Situation als „Milchkrise“ zu bezeichnen.

Abschließend erstelle ich unter „Krisennarrative erforschen“ einen Fragenkatalog, um zukünftigen KrisenforscherInnen den Vorsprung zu verschaffen, den ich mir selbst gewünscht hätte.

4.1. Urteil

Mit der Behauptung „Krise“ wird ein Urteil gefällt und dieses Urteil ist ein zentraler Bestandteil des Krisennarrativs. Dieser Bestandteil lässt sich für ein tieferes Verständnis weiter aufgliedern. In den folgenden Unterkapiteln gehe ich darauf näher ein.

In „Erklärungen“ geht es um die Antworten auf die Fragen, was falsch gelaufen ist und wer die Schuld daran trägt. Aufbauend auf den Protestaktionen der IG Milch zum Jahrestag des Milchquotenendes als ethnographische Beispiele beschreibe ich die Kritik der IG Milch. „Krise“ weist hier auf einen politischen Konflikt hin zwischen denen, die unter einem System sozialer Ungleichheit leiden, und denen, die an ihr profitieren.

Im Kapitel „Charakteristika des Lebens in der Krise“ zeige ich mit Unsicherheit, Abhängigkeit und Marginalisierung weitere Elemente dieser Ungleichheit auf. Die ProfiteurInnen können die Krise ignorieren, während kleine Milchbauern und -bäuerinnen ihre Existenz riskieren, wenn sie Kritik äußern, wie die Geschehnisse rund um die Einstellung der „Freie Milch Austria“ zeigen.

Nachdem die Mitglieder der IG Milch vielfach benachteiligt sind, müssen sie ihre Kritik umso mehr untermauern, um ernst genommen und gehört zu werden. Im Kapitel „Autorität etablieren“ beschreibe ich die rot-weiß-rote Kuh „Faironika“ als zentrales und sehr sichtbares Kommunikationsmittel der IG Milch. Anhand verschiedener Beispiele zeige ich, wie die IG Milch ihre Autorität „Krise“ zu behaupten durch moralische Überlegenheit, Logik, Vernunft und persönliche Betroffenheit etabliert. Hier geht es bei „Krise“ um eine Wertedebatte, da es sich bei dem Urteil „Krise“ um einen moralischen Standpunkt handelt. Dabei wird verhandelt, wer das Recht hat, „Krise“ zu behaupten und die Zukunft zu gestalten.

Zusammengenommen ergeben die Ausführungen in diesem Kapitel ein differenziertes Bild, inwiefern die „Milchkrise“ als Urteil der IG Milch über die politökonomische Situation von Peasant-Milchbauern und -bäuerinnen zu verstehen ist.

4.1.1. Erklärungen

Am 31.03.2016, einem sonnigen Donnerstagmorgen, stehe ich in Wien vor dem Haus der EU und beobachte, wie die Welt im Milchpulver versinkt. Zum ersten Jahrestag des Milchquotenendes organisiert die IG Milch kreative Protestaktionen, um auf die Notlage der Milchbauern und -bäuerinnen in Österreich aufmerksam zu machen. Das

Haus der EU ist ihre erste Station. Neben Bannern, Tröten und Glocken, Traktoren und Plastikkühen in verschiedenen Größen wird auch eine Installation geboten (Abb. 24): Aus einer lebensgroßen, schwarz bemalten Kuh mit einem weißen Kreuz auf jeder Seite und einem Trauerkranz aus Stroh um den Hals rieselt Milchpulver auf eine Förderanlage. Auf der Förderanlage prangt das aufgesprühte Giebelkreuz-Logo von Raiff-



Abb. 24: Installation der IG Milch vor dem Haus der EU – die Welt wird unter Milchpulver begraben

eisen, übermalt mit dem Totenschädel eines Rindes. Vom anderen Ende des Förderbands fällt das Milchpulver auf eine aufblasbare Weltkugel, die es langsam unter sich begräbt. Ewald Grünzweil, Obmann der IG Milch, erklärt die Bedeutung der Installation:

„Wofür steht das? Wir haben voriges Jahr prognostiziert, dass es in Europa und in Österreich einen Milchsee geben wird... Der Milchsee ist eingetreten, leider Gottes, und die Milch ist jetzt zu Pulver getrocknet. [...] Und dieses Milchpulver, das wir in Europa haben, wird jetzt auf alle Märkte dieser Welt zu Dumpingpreisen, zu elendigsten Preisen exportiert. Und das hat dann die Auswirkung, dass die Preise dort ruiniert werden. [...] So krank sind die Systeme! Das kann keiner wollen! Wir wollen das auch nicht. Diese Politik ist krank und das gehört den Leuten einfach auch gesagt!“

Ewald Grünfweils MitdemonstrantInnen – Milchbauern und -bäuerinnen aus Ober- und Niederösterreich, die sich mit ihren Traktoren in Wien eingefunden haben – unterstreichen seine Worte und stimmen in seine Empörung ein, indem sie Milchkannen und -deckel aneinanderschlagen, Glocken läuten, klatschen, pfeifen und rufen. Ernst Halbmayr liest einen offenen Brief an den EU-Kommissar vor, in dem dieser aufgefordert wird, die systematische Überproduktion nicht weiter zu unterstützen, sondern endlich Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Dann geht es im Traktorkonvoi ein paar Straßen wei-



Abb. 25: Der „Milchsee“ – eine Installation der IG Milch vor der Raiffeisen-Zentrale

ter zur nächsten Station, der Raiffeisen-Zentrale am Friedrich-Wilhelm-Raiffeisen-Platz, wo auch die VÖM, die Vereinigung Österreichischer Molkereien, ihren Sitz hat. Dort bauen die Demonstrierenden einen „Milchsee“ aus weiß gefärbtem Wasser auf (Abb. 25). Ewald Grünzweil erklärt, was es damit auf sich hat:

„Der Milchsee ist jetzt schon am Überlaufen und wir werden den Durst nach Überschüssen, den die Raiffeisenorganisation in Österreich hat, löschen. Auf jeder Milchkanne steht eine der Organisationen, die diesen Überschuss und diesen Hunger nach Überschuss fördern, uns dahingehend beraten und verführen, uns Bauern und Bäuerinnen dahingehend bilden. Und wir stellen natürlich die schwarze Kuh mit dem Kreuz darauf hinein – als Symbol, dass wir alle miteinander in der Milch ersaufen.“



Abb. 26: Die Milchkannen sind mit den Organisationen beschriftet, die laut IG Milch für den „Milchsee“ mitverantwortlich sind.

Ein halbes Dutzend DemonstrantInnen füllen die genannten Milchkannen mit dem gefärbten Wasser und stapeln sie auf Ewalds Aufforderung hin vor dem Raiffeisen-Gebäude zu einer Pyramide (Abb. 26).

Johann Költringer, Geschäftsführer der VÖM und Leiter der Abteilung Wirtschafts-, Agrar- und Europafragen beim Raiffeisenverband (und zuvor Klubsekretär der ÖVP sowie Referent beim Bauernbund) ist herausgekommen und muss sich einige pointierte Fragen stellen lassen. Zwischendurch wird er ausge-

pfiffen. Ewald stellt fest, dass sie hier genau an der richtigen Adresse sind, um ihrer Kritik Luft zu machen: „Die [gemeint ist das Netzwerk aus ÖVP-/Bauernbund-PolitikerInnen, Landwirtschaftskammer und Raiffeisen-Genossenschaften, wie aus den vorangegangenen Reden hervorgeht] haben uns lang genug missbraucht und vor den Karren gespannt und das lassen wir uns nicht mehr gefallen!“ Entschieden und laut stimmen die Bauern und Bäuerinnen und ihre UnterstützerInnen seinen Worten zu.

Ewald, Ernst und ihre MitstreiterInnen brachten an diesem Donnerstag sowie bei vielen anderen Gelegenheit weitere Beispiele ihrer Kritik. Zum Teil stellten sie diese sehr plakativ – wie eben ausschnittsweise geschildert – und zum Teil sehr differenziert dar. Unter „Erklärungen“ als Teil des Krisennarrativs fällt alles, was die Fragen beantwortet: Was ist falsch gelaufen? Wer ist schuld? Warum wir uns in einer Krise befinden und wer sie verursacht hat, sind meist die ersten und häufig die einzigen Fragen, die zu einer Krise gestellt werden (vgl. Roitman 2014, 41f). In den Kommunikationen der IG Milch, die in meine Forschung einfließen, nehmen solche Erklärungen und derartige Kritik viel Raum ein und kommen sehr explizit zum Ausdruck. Wie in den Zitaten und

ethnographischen Beschreibungen ersichtlich, kritisiert die IG Milch die globalen Auswirkungen der österreichischen, bzw. europäischen Überproduktion und dass diese politisch und ökonomisch gewollt ist. Sie identifizieren verschiedene AkteurInnen – Raiffeisen-Genossenschaften, Bauernbund/ÖVP, Landwirtschaftskammer, verschiedene Bildungs-, Beratungs- und Forschungseinrichtungen und Verbände (vgl. Abb. 26) –, die aktiv die Strukturen aufrechterhalten, die notwendigerweise zu Überschüssen führen und von denen sie sich „missbraucht“ und „vor den Karren gespannt“ sehen²². An anderen Stellen bemängeln sie weitere negative Auswirkungen dieser „Weichenstellung“ wie die Zuchtungsziele für Milchkühe und die fehlende Gesundheit bei Hochleistungskühen, Futtermittelimporte, die Verwendung von Steuergeldern für Export- und Einlagerungsstützen, ErzeugerInnenpreise, die die Produktionskosten nicht decken, und den neuerlichen Milchpreisverfall im Anschluss an das Quotenende, Bauern und Bäuerinnen, die „rücksichtslos“ ihre Produktion erhöhen, sowie das Ende einer gesamtheitlichen Mengensteuerung. Sie kritisieren, dass kleinere Betriebe sowohl bei Förderungen als auch von Molkereien systematisch benachteiligt werden, und dass mit Betriebsinvestitionen zur Produktionsintensivierung das Falsche gefördert wird. Sie verurteilen das Paradigma „Wachse oder Weiche“, das zu einem „Verdrängungswettbewerb“ unter den Bauern und Bäuerinnen führt, sowohl lokal als auch global, und dass sie den Molkereigenossenschaften, die die Milchwirtschaft in Österreich „kartellähnlich“ beherrschen, „auf Gedeih und Verderb ausgeliefert“ sind (dazu mehr im nächsten Kapitel). Insgesamt sind die Rahmenbedingungen nach Ansicht der IG Milch „unvernünftig“ und werden von denen bestimmt, die von den Überschüssen profitieren. Milchpolitik wird – außer auf kommunaler Ebene – nicht von Milchbauern und -bäuerinnen gemacht, denen, so Ernst, „die politische Kraft fehlt“, weil die Milchproduktion ihre regelmäßige, persönliche und pünktliche Anwesenheit im Stall erfordert.

Der Preisverfall im Zuge des Auslaufens der Milchquote dient der IG Milch hier als Anlass für grundlegende Systemkritik (vgl. auch das Milch-Manifest unter 7.1). Die Situation am Milchmarkt im Frühjahr 2016 stellt den Ausgangspunkt für die Deklaration einer „schwere Krise“ dar, im Zuge derer die IG Milch ihre Kritik, die sie in den gut zehn

²² Diese Formulierung ist nicht zufällig dieselbe wie bei Krammer und Rohrmoser (2012, Teil 3). Franz Rohrmoser und die von ihm mitgegründete ÖBV – Via Campesina sind KooperationspartnerInnen der IG Milch und seine Publikation fand Eingang in die interne Analyse der IG Milch zur Situation der (Milch)Bauern und Bäuerinnen.

Jahren ihres Bestehens durch eigene Analysen und Kooperationen erarbeitet hat, gebündelt an die Öffentlichkeit bringt. Der Verein nutzt das mediale Momentum der „Krise“, um seiner Kritik mehr Gehör zu verschaffen. Diese Kritik bezieht sich – historisch betrachtet – auf die Folgen der Integration der (kleinbäuerlichen) Landwirtschaft in das kapitalistische Wirtschaftssystem und des Strukturwandels, eine Entwicklung, die Jahrzehnte überspannt. Die von der IG Milch in diesem Zusammenhang häufig genutzte Metapher der „Weichenstellung“ verweist auf die Imagination einer unausweichlichen Entwicklung entlang des eingeschlagenen Weges – es sei denn, die Weichen werden neu gestellt. In ihrem Kern richtet sich ihre Kritik gegen das Wachstumsparadigma, das dem kapitalistischen Wirtschaftsverständnis zugrunde liegt. In ihren Inhalten deckt sie sich mit den Beobachtungen und Analysen von van der Ploeg (2008; 2010), Groier (2004), Krammer und Rohrmoser (2012) und Salzer (2015) (vgl. Kapitel 2.2.3).

Das Urteil „Krise“ ist hier für die IG Milch ein politisches Instrument, um die Schuldfrage zu klären und deutlich zu machen, bei wem die Verantwortung liegt. Diese AkteurInnen sind in der Folge die AdressatInnen ihrer Forderungen nach Veränderung (siehe 4.2.1). Die Milchkrise selbst wird als Folge politischer Entscheidungen erklärt, wie auch schon bei Barrios (2017, 156) und Masco (2017, S73) (vgl. 2.3.4). Die daraus abgeleiteten politökonomischen Zusammenhänge fließen als Begründung für die Krise in das Krisennarrativ der Milchkrise ein. „Krise“ offenbart einen politischen Konflikt zwischen denen, die unter dem gegebenen System leiden und deren Zukunft bedroht ist, und denen, die an ihr profitieren (vgl. Roitman 2014, 83–89). Neben den sozialen Ungleichheiten herrscht auch ein Machtmissverhältnis zwischen den beiden Gruppierungen, da die Benachteiligten nicht in der Position sind, neue politische „Weichenstellungen“ vorzunehmen, sondern dafür nur an die ProfiteurInnen appellieren können.

Neben einem politischen Instrument ist „Krise“ hier auch ein emotionales bzw. ein „klebriges Objekt“ gemäß Ahmeds Ausführungen (2014, 11) (vgl. 2.3.4). Etwas als „Krise“ zu bezeichnen, kommuniziert und generiert diverse Emotionen – um wie viel mehr, wenn dieses Urteil von schwarzen Kühen, versinkenden Weltkugeln, überlaufenden Milchseen und ohrenbetäubendem Glockengeläut begleitet wird. Auch die Formulierungen in den Reden und die Texte auf den Transparenten sind so gewählt, dass beim Hören und Lesen möglichst starke Emotionen hervorgerufen werden. Die Ge-

fühle, die im Kontakt einer Person mit diesen Bildern, Reden und Installationen entstehen, bieten ihr ein Skript (Ahmed 2014, 12). Sie laden sie ein, sich zu den DemonstrantInnen zu stellen – metaphorisch und buchstäblich – und gegen diejenigen, die sie bedrohen. Über solche Skripte können „klebrige Objekte“ Menschen zusammenbringen – die produzierten Emotionen verbinden sie (vgl. Mergel 2012, 15; Ahmed 2014, 11).

Erklärungen führen das Urteil „Krise“ – die Kritik – inhaltlich aus, stellen es in einen Zusammenhang, beschreiben, wie es dazu kommen konnte und wer dafür verantwortlich ist. Im Fall der IG Milch geht die „Krise“ über die konkrete, aktuelle Situation hinaus und betrifft das historisch gewachsene, politökonomische und soziale System, in dem ungleiche Verteilungen perpetuiert und verschärft werden.

4.1.2. Charakteristika des Lebens in der Krise

Am 13. April 2017 bitten Johann Furtmüller, Geschäftsführer der Alpenmilch Logistik, und Ernst Halbmayr, ehemaliger Geschäftsführer der „Freie Milch Austria“, um 10:00 zu einem Pressegespräch im Café Griensteidl im ersten Bezirk in Wien, denn „37 Milchbetriebe stehen vor dem Ruin“. Die Alpenmilchlogistik, die vor einem Jahr die „Freie Milch“ übernommen hatte, schließt und diese 37 Betriebe finden seit Monaten keineN neueN AbnehmerIn für ihre Milch. Wie erwähnt (siehe 2.2.1), startete die IG Milch ihre ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch Austria GmbH“ 2008, um die Position der Milchbauern und -bäuerinnen in der Wertschöpfungskette zu stärken, indem sie den Rohstoff Milch vor seinem Verkauf zu einer marktrelevanten Menge bündelten. Der Plan hatte „wahnsinnigen Zulauf“, so Ernst, und als sie einen Abnehmer gefunden hatten, kündigten die Betriebe ihren Molkereien und lieferten an die „Freie Milch“. Zu ihren Hochzeiten hatte die „Freie Milch“ etwa 600 LieferantInnen. Manche von ihnen wechselten, weil die „Freie Milch“ auch kleinen Betrieben die Hofabholung ermöglichte oder mithilfe von Tankwagen mit Doppelabsaugung die Abholung von Biomilch erlaubte, wo dies bisher nicht der Fall war. Im ersten Jahr zahlte die „Freie Milch“ den besten Milchpreis, den es je in Österreich gab – auch das ein Grund, zu ihnen zu wechseln. Doch das sollte sich bald ändern, da die Genossenschaftsmolkereien mit systematischen Repressalien reagierten. Ernst erzählt:

„Und dann haben sie einfach andere Sachen aufgezo- gen. Also, die Frächter durf- ten nicht mehr für uns fahren. Jetzt mussten wir eigene LKWs kaufen. Dann durf- ten wir die nicht mehr waschen, dann sind wir bei den Abnehmern unterboten wor- den. Lauter solche Sachen! Die haben uns einfach systematisch vom Markt ge- drängt.“

„Und die Kosten für unsere Firma sind ständig gestiegen, dass wir dann sukzessive auch mit dem Milchpreis immer weiter hinter die Molkereien zurück gefallen sind. Die Bauern haben dann noch gesagt, na gut, das ist halt der Preis, dass wir wenigstens aus den Knebelverträgen heraus gekommen sind.“

Mit der Zeit wechselten immer mehr durch diese Vorgänge „entmutigte“ LieferantInnen zurück zu den Genossenschaften, so Ernst. Dies dünnte die Sammeltouren der Freien Milch nach und nach aus, so dass die Weiterführung „eklatant unwirtschaftlich“ wurde, erzählt Ernst weiter. Der Ausstieg wurde vorbereitet. Anfang 2016 übernahm Johann Furtmüller, Miteigentümer der Biomolkerei Lembach, als Geschäftsführer der Alpen- milch Logistik die LieferantInnen der Freien Milch. Nachdem Furtmüller nicht in die politischen Auseinandersetzungen zwischen IG Milch und Genossenschaftsmolke- reien involviert war, sollte es den Milchbauern und -bäuerinnen leichter fallen, von ihm zurück zu den Genossenschaften zu wechseln, erklärt Ernst. Eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Deshalb sitze ich an diesem verregneten Donnerstagmorgen im Presse- raum des Café Griensteidl zwischen JournalistInnen und BerichterstatterInnen, Mikro- phonen, Kameras und Aufnahmegeräten und lausche, wie Ernst Halbmayr, Johann Furtmüller und Johannes Schörkhuber, einer der betroffenen Bauern, diese Entwick- lung wiedergeben. Johann Furtmüller beginnt, indem er die Gespräche nachzeichnet, die er im Laufe des letzten Jahres mit allen relevanten Molkereien führte – bis auf den Marktführer, der das Gespräch verweigerte –, um dafür zu sorgen, dass alle Milchbau- ern und -bäuerinnen, denen er kündigen muss, neue Lieferverträge bekommen. Die meisten erhielten einen Liefervertrag, häufig mit Strafabschlägen und zum Teil ohne Aussicht, wieder in die Genossenschaften aufgenommen zu werden. 37 Milchbetriebe sind bis dato ohne Liefervertrag. Dank einer einzigartigen Solidaritätsaktion kann die Alpenmilch Logistik die Milch von 35 dieser Betriebe noch bis Ende April abholen, ob- wohl ihr Vertrag mit Ende März auslief. Die übrigen beiden Betriebe müssen ihre Milch bereits in die Güllegrube pumpen, weil die Fahrt des Tankwagens zu ihnen mehr kos- tet, als ihre Milch wert ist. Johannes Schörkhuber erzählt unter Tränen von seiner Ver- antwortung für Frau und Töchter und seiner Leidenschaft für einen vielfältigen und nachhaltigen Biobauernhof. Er versteht nicht, warum ihm beide in Frage kommenden

Molkereien Absagen erteilen, wo er doch nie einer Genossenschaft gekündigt hat. Er liefert erst seit 2015 Milch und wählte damals die „Freie Milch Austria“, weil sie die besten Preise zahlte – eine rein wirtschaftliche und keine politische Entscheidung, wie er betont. Zehn weitere Betriebe, ergänzt Ernst, haben ihre Produktion bereits eingestellt: „Aber die, über die redet gar niemand mehr, sondern das ist der Preis, der sowieso schon bezahlt wurde.“ Ziel des Pressegesprächs ist, „gesellschaftliche Empörung“ auszulösen, beantwortet Ernst die Frage einer Journalistin, und über den medialen Druck die betroffenen Molkereien zum Einlenken zu bewegen.²³ Dies sollte einige Wochen später schließlich gelingen.

Neben diesem konkreten Anlass haben Ernst und seine Kollegen ein weiteres Anliegen: Die Medien und die Öffentlichkeit sowie die Bundeswettbewerbsbehörde auf die Zustände in der Milchwirtschaft in Österreich aufmerksam zu machen. Die Milchwirtschaft wird von den Raiffeisen-Genossenschaften dominiert, die wenigen privaten Molkereien, die noch existieren, spielen kaum eine Rolle (vgl. Abb. 21). Es herrscht, so Ernst an anderer Stelle, „de facto ein Genossenschaftsmonopol“, wo die Molkereien „kartellähnlich“ Absprachen treffen. Die Milchbauern und -bäuerinnen sind der Willkür ihrer Molkereien hilflos ausgeliefert und müssen „Knebelverträge“ (Ernst Halbmayr) oder wie im aktuellen Fall Strafabschläge akzeptieren, wenn sie ihren Betrieb weiterführen wollen. Denn oft fehlen ihnen schon aufgrund der landschaftlichen Gegebenheiten die Alternativen zur Milchproduktion. Während der Pressekonferenz verweist Ernst auf ein Sachstandspapier des deutschen Bundeskartellamts²⁴, das verschiedene Aspekte der Lieferbeziehungen zwischen Betrieben und Molkereien als problematisch kritisiert – vergleichbare, wettbewerbsverzerrende Probleme sieht er auch für Österreich gegeben. Darüber hinaus versteht er das Hinhalten der 37 übrig gebliebenen Milchbauern und -bäuerinnen als „Demütigung und Bestrafung“, an ihnen soll „gezielt ein Exempel statuiert werden“. Die „Freie Milch“ wurde von den Genossenschaftsmolkereien nicht als Mitbewerberin gesehen, sondern als „Sünde“ und „Frevel“, führt Ernst aus. Es ist eher die Regel als die Ausnahme, so Ernst, dass Kritik bestraft wird, er kennt weitere Beispiele.

²³Die betreffenden Artikel können auf der Homepage der IG Milch recherchiert werden, die jedes Jahr eine umfassende Sammlung relevanter Medienberichte erstellt (siehe den Zeitraum von Ende März bis Anfang Mai auf <http://www.ig-milch.at/category/medienberichte/2017>).

²⁴Das Papier steht – mit Stand September 2020 – unter folgender Adresse zum Download zur Verfügung: https://www.bundeskartellamt.de/SharedDocs/Publikation/DE/Berichte/Sachstand_Milch.html

Ein Jahr später sitzen Ernst und ich vor seinem Bauernhof im Freien, er berichtet:

„Und das Ungleichgewicht besteht ja heute noch! Also, die Bauern zahlen immer noch Strafe, sind immer noch nicht aufgenommen worden in die Genossenschaften, obwohl sie vorher ein Leben lang dorthin geliefert haben. Nur weil sie einmal einen anderen Versuch gestartet haben, werden sie jetzt fortwährend bestraft.“

Die Situation erinnert ihn an den Bauernaufstand von 1596/97 bei ihm in St. Peter in der Au, für den die Bauern und Bäuerinnen 150 Jahre lang Abbitte leisten mussten. Er resümiert: „So ähnlich kommt mir das jetzt vor. Also, die Molkereien sind nicht die solidarischen Vermarkter der Bauern, sondern entscheiden nach Gutsherrenart über Existenz und Vernichtung.“ Das Milchabholen, so Ernst, sei keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Gnadenakt. Schlichtungsstelle für derartige Konflikte wäre die Landwirtschaftskammer – in der für die Genossenschaften aber teilweise eine Mitgliedschaft mit Wahlrecht gesetzlich vorgesehen ist (vgl. Krammer 1995, 76). Ernst ist kein Fall bekannt, wo die Schlichtungsstelle eingeschaltet worden wäre, „weil ja da eh niemand Vertrauen hat“.

Die meisten Milchbauern und -bäuerinnen in Österreich sind abhängig von ihren Genossenschaftsmolkereien, die inzwischen nicht mehr wie ein Selbsthilfeverein, sondern wie ein privater Konzern agieren (vgl. Krammer und Rohrmoser 2012, 126). Die Willkür, Drohungen, Bestrafungen und Demütigungen, die einige der Bauern und Bäuerinnen durch die Genossenschaftsmolkereien erlebten, führen bei vielen zu Angst und Unsicherheit. „Die Kampfkraft der Bauern und Bäuerinnen ist überschaubar“, meint Ernst, „weil es einfach aussichtslos ist und weil man immer, wenn man Kritik übt, de facto die Existenz riskiert.“ Wenn die Milch nicht mehr abgeholt wird, ist der Milchbauer/ die Milchbäuerin ruiniert. Ernst selbst war durch seine Hofgemeinschaft und die erfolgreiche Direktvermarktung wirtschaftlich abgesichert und dadurch weniger angreifbar. Für andere Bauern und Bäuerinnen spitzen sich Angst und Unsicherheit so weit zu, dass sie den Suizid wählen. „Ich selber kenne fünf persönlich, die sich das Leben genommen haben“, schließt Ernst seine Schilderung der Aussichtslosigkeit, die viele Milchbauern und -bäuerinnen erleben.

Unsicherheit ist hier mehr als eine Emotion. Wie Narotzky und Besnier deutlich machen, wird ökonomische Unsicherheit „materially produced by economic and political structures, institutions, and agents“ (2014, S11): Ob und wie Menschen ihre Zukunft imaginieren können, ist strukturell mit dieser erzeugten Unsicherheit verbunden. Der

Suizid von Kleinbauern und -bäuerinnen ist entsprechend Narotzkys und Besniers Argumentation nicht nur eine persönliche und menschliche Tragödie, sondern ein gravierendes, strukturelles – und damit gesamtgesellschaftliches – Problem, das aus den politökonomischen Rahmenbedingungen erwächst. Hoffnung – wie Unsicherheit an der Schnittstelle von Imagination und Emotion angesiedelt – ist nötig, um eine Zukunft zu imaginieren. Hoffnung, so Narotzky und Besnier in ihrem Artikel „Crisis, Value, and Hope: Rethinking the Economy“ (2014), ist zentral für das ökonomische Leben „gewöhnlicher Leute“ (vgl. auch 2.3.4). Doch unter den gegebenen Bedingungen ist Hoffnung für österreichische Peasant-Milchbauern und -bäuerinnen ein umkämpftes Gut. Abhängigkeiten und soziale Ungleichheiten, wie sie auch schon im vorangegangenen Kapitel zur Sprache kamen, charakterisieren ihren (ökonomischen) Alltag. In diesem ungleichen Wettkampf um eine Zukunft können die GewinnerInnen die Krise ignorieren, in der sich die VerliererInnen wiederfinden. Molkereien, VÖM und manche politische VertreterInnen weisen jede Verantwortung von sich, ignorieren die Vorschläge und Forderungen der IG Milch und setzen mit der Kraft der Stärkeren ihre eigenen Interessen durch. Dadurch drängen sie Milchbauern und -bäuerinnen, wie sie von der IG Milch vertreten werden, weiter an den Rand und marginalisieren deren Erfahrungen und Lebenswirklichkeiten zusätzlich.

Zu den zentralen Charakteristika des Lebens in der Krise gehören hier Unsicherheit, Abhängigkeit und Marginalisierung. Die Behauptung „Krise“ macht auf das Leid der Betroffenen aufmerksam und ist gleichzeitig Ausdruck verzweifelter Hoffnung auf eine Veränderung.

4.1.3. Autorität etablieren

Dass die Milchwirtschaft in einer schweren Krise ist, ist die Meinung der IG Milch – einer Minderheit, die politisch und ökonomisch unterlegen ist. Die IG Milch ist hier Vertreterin einer österreichischen Peasantry und sieht sich den VertreterInnen des dominanten Regimes gegenüber. Diese profitieren ökonomisch vom Status Quo und haben den politischen Vorteil, dass ihre Sichtweisen mit Wissen und Praxis von Staatsapparaten, Gesetzen sowie weiteren Institutionen und Bereichen der Infrastruktur übereinstimmen (vgl. van der Ploeg 2008, 4). Folglich ist es notwendig, dass die IG Milch für ihre eigene Autorität und die Überlegenheit ihrer Ansichten argumentiert.

Diese Argumentation geht Hand in Hand mit Maßnahmen, die die Sichtbarkeit ihrer Gruppe erhöhen und dafür sorgen sollen, dass die eigenen Anliegen gesellschaftlich wahrgenommen werden. Das mit Abstand wichtigste Identifikationssymbol ist die rot-weiß-rote Kuh namens „Faironika“, die auch im Logo der IG Milch (vgl. Abb. 2) sowie auf der Milchpackung der Marke „A faire Milch“ (vgl. Abb. 3) zu sehen ist (für ihre Entstehungsgeschichte siehe 4.3.1). Die „Faironika“ gibt es auch in anderen Landesfarben und unter anderen Namen in den europäischen Ländern, in denen die IG Milch, bzw. das EMB KooperationspartnerInnen hat. So heißt die französische Kuh „Justine“ und erstrahlt in blau-weiß-rot, während ihre italienische Schwester „Onestina“ in grün-weiß-rot glänzt (vgl. Abb. 36). 2007 wurden die internationalen Varianten bei einem „Kuhaufrmarsch der besonderen Art“ in verschiedenen europäischen Ländern gleichzeitig vorgestellt (IG Milch 2007b).



Abb. 27: Die rot-weiß-rote Kuh Faironika ist vielfach präsent.

Auch bei der Demonstration im März 2016 war die Faironika präsent – auf Fahnen, Transparenten, als Milchpackungspodium und vielfach lebensgroß (Abb. 27), außerdem auf Jacken, Hüten und Plakaten aller Größen. Neben der allgegenwärtigen rot-

weiß-roten Kuh sind auch andere Objekte zu sehen, mit denen die Demonstrierenden ihre Zusammengehörigkeit und ihr Thema sichtbar machen. Kuhglocken, Milchkannen, Melkschemel, Melkeimer, Melkzeuge, Strohballen, Traktoren, Gummistiefel, Filzhüte, Lederhosen und Strickjanker kennzeichnen sie – kontrastierend zur urbanen Umgebung der Wiener Innenstadt – deutlich als Milchbauern und -bäuerinnen (Abb. 28, vgl. auch Abb. 24, Abb. 26).



Abb. 28: Traktoren, Heuballen und noch mehr Faironikas in der Wiener Innenstadt.

Traktoren, Milchkannen und zig rot-weiß-rote Kühe in Lebensgröße dienen der IG Milch hier als Signal der Zusammengehörigkeit von Bauern und Bäuerinnen und ihren UnterstützerInnen sowie als Teil ihrer Botschaft. Die Signalwirkung und der Wiedererkennungswert der Faironika waren von Anfang an so effektiv, dass ihr auch gleich Widerstand entgegengebracht wurde, wie Ernst erzählt:

„Und wir haben dann gesagt, das absolut Beste: Wir müssen so viele Kühe aufstellen, dass man nicht mehr anschreiben muss, in welchem Land wir sind, sondern anhand der Kühe neben der Autobahn weiß man dann, in welchem Land man ist! So, das war unsere Vision. In Wirklichkeit sind wir für die erste Kuh bestraft worden, die wir aufgestellt haben. Überall, also, massivst bekämpft worden. Wenn

der Bauernbund etwas aufgestellt hat, ‚Geschmack der Heimat‘ [eine 2005 vom Bauernbund gestartete Initiative] oder was sie da so hatten, das hat keine Konsequenzen gehabt. Das hatte einfach auch damit zu tun, dass sie Durchgriff hatten, weißt du, über die ÖVP [...] auf die Bezirkshauptmannschaften. Und die Funktionäre, die Bauernbundfunktionäre haben immer alles, was wir gemacht haben, sofort angezeigt und ihre Sachen sind einfach – und ich, ich bin mir einfach zu gut, dass ich da das Bauernbundschild anzeige. Das ist mir einfach zu blöd, das verstehst du. Ja, so war das.“

Ernst erzählt hier nicht nur von den Schwierigkeiten, mit denen die IG Milch regelmäßig zu kämpfen hatte, sowie der Bedeutung der Faironika, sondern positioniert sich auch als seinen GegnerInnen moralisch überlegen. Er ist sich „einfach zu gut“ zu denselben Mitteln zu greifen wie die genannten Personen, obwohl diese ihm genauso zur Verfügung stünden. Er und seine KollegInnen setzen ihre ethischen Standards sehr hoch. Sie bemühen sich um einen überaus fairen Umgang mit ihren KontrahentInnen und wehren sich gegen in Zeitungen verbreitete Unwahrheiten mit rechtlichen Mitteln, statt Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Auf der Homepage von „A faire Milch“ schreiben sie (A faire Milch o. J.): „Es geht nicht immer um den Sieg, sondern auch darum, wie man gewinnt. Handeln Sie fair – für die Kuh, für die Landschaft, für unsere Bauern und Bäuerinnen. Kaufen Sie die fairen Milchprodukte der fairen Milch zu einem fairen Preis.“ Diese Grundhaltung, Fairness und Solidarität über Wachstum und Wettbewerb zu stellen, zeigt sich auch daran, dass ihre Bemühungen nicht regional begrenzt sind. Die Kooperationen der IG Milch gehen noch über Europa hinaus und schließen z.B. Bauern und Bäuerinnen aus Indien und Burkina Faso mit ein. Umweltanliegen und Tiergesundheit werden ebenfalls in ihren Forderungen und Lösungsansätzen mitgedacht. Die IG Milch engagiert sich mit dem Projekt „A faire Milch“ nicht nur für die eigenen Mitglieder, sondern unterstützt auch andere solidarische Initiativen wie beispielsweise die Bank für Gemeinwohl.

Im Gespräch mit mir zeigt sich Ernst transparent – „es gibt nichts ‚off records‘, alles on“ – und übernimmt seinen Teil der Verantwortung für das Scheitern der ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch“. Er bezeichnet sich selbst als „Gerechtigkeitsfanatiker“ und erzählt, dass er seine Ämter in den Vorständen von IG Milch und EMB niederlegte, als er die Geschäftsführung der „Freien Milch“ übernahm, weil „ich von so einer Ämterverschränkung nichts halte.“ Nachdem Ernst die IG Milch seit ihrer Gründung mitgestaltet und sie häufig in der Öffentlichkeit repräsentiert, tragen seine persönliche Wertehaltung und sein ethisches Verhalten weiter zu deren Glaubwürdigkeit bei.

Die IG Milch setzt nicht nur ihre ethischen Standards höher an als die, gegen deren Politik und wirtschaftliches Vorgehen sie argumentiert, sondern legt auch Wert darauf, logischer und vernünftiger zu argumentieren als diese. So betont Ewald Grünzweil in seiner Erklärung zur Installation der unter Milchpulver versinkenden Weltkugel, dass sie die überschüssigen Milchmengen bereits ein Jahr zuvor prognostiziert hätten. Auch im „Milch-Manifest“ (siehe 7.1), das während des „Milchfests“ präsentiert und feierlich unterzeichnet wurde, heißt es in der Einleitung:

„Das Abschaffen der Milchquote mit 1. April 2015 hat zu einer vorhersehbaren Überproduktion geführt und die Milchpreise auf Talfahrt geschickt. Schon einige Zeit vor der Abschaffung haben viele MilchproduzentInnen den unrealistischen Prognosen von Branchenvertretern aus Landwirtschaft und Milchindustrie geglaubt und die Produktion ausgeweitet.“

Während die Prognosen der Branchenvertreter „unrealistisch“ waren, war die Entwicklung des Milchmarkts für die IG Milch „vorhersehbar“ gewesen, weil sie eine realistische Interpretation der zur Verfügung stehenden Daten darstellte (vgl. Ausführungen zum Ende der Milchquote in 2.2.1). Auch während des Pressegesprächs, als Ernst Halbmayr und Johann Furtmüller für eine Zukunft der verbliebenen 35 Milchbetriebe plädierten, beriefen sich die beiden Sprecher kontinuierlich auf Zahlen und Fakten. Diese Informationen zu Milchmengen der Molkereien sowie der betroffenen Betriebe und zur Entfernung der jeweiligen Betriebe zu existierenden Milchsammeltouren der jeweiligen Molkereien stellten sie auch den anwesenden JournalistInnen zur Verfügung. Diese sollten selbst nachrechnen und nachvollziehen können, dass die Ablehnung der Betriebe durch die Molkereien nicht logisch begründbar war. Ernst fasste ihre Argumentationsweise zusammen: „Wir haben dann jetzt so viel an Daten und Fakten gesammelt, dass wir einfach hoffen, dass jetzt eine Bewegung hineinkommt und dass jetzt die Vernunft über irgendwelche – ich weiß nicht was – andere Ambitionen siegt.“ „Vernünftig“ sind auch die Produktion und die Milchpreise, die die IG Milch anstrebt: Es ist vernünftig, wenn Kühe hauptsächlich Gras fressen, wenn Bauern und Bäuerinnen ihre Produktion drosseln, solange Überschüsse am Markt sind, wenn die Preise dem Produktwert entsprechen und das Geld an die ErzeugerInnen selbst geht. Vernünftig ist es, Produktionskapazitäten nicht weiter auszubauen, sondern (wieder) eine Marktsteuerung einzuführen.

Neben ihrer Ethik und Vernunft können die Bauern und Bäuerinnen der IG Milch bei Fragen der Glaubwürdigkeit auch auf ihre persönliche Betroffenheit verweisen. Sie

wissen aus eigener Erfahrung, wie sich das „Leben in der Krise“ anfühlt, es ist auch ihre Zukunft, die gefährdet ist, und sie erleben täglich die systematischen Benachteiligungen durch das dominante Regime. Sie sprechen nicht *für* die österreichischen Peasants, sondern *als* österreichische Peasants. Außerdem wurden so manche Bauern und Bäuerinnen der IG Milch durch ihre jahrelangen Anstrengungen, die fortschreitende Analyse ihrer Situation und die gesammelten Erfahrungen zu ExpertInnen auf ihrem Gebiet. In ihrer Betroffenheit liegen ihre Motivation und ihre emotionale Verbundenheit mit anderen Betroffenen weltweit begründet. Sie enthält auch das Potenzial über die Emotionen eine Verbindung zu potenziellen UnterstützerInnen zu schaffen. Denn die Emotionen der Betroffenen, die ihre Geschichte erzählen, stellen den ZuhörerInnen eine Einladung bereit, ein Skript, wie Ahmed es bezeichnet (2014, 12): sich ebenfalls emotional treffen zu lassen und sich zu den Betroffenen zu stellen, um sie in ihren Anstrengungen zu unterstützen.

Persönliche Betroffenheit, vernünftige Argumente und Forderungen sowie moralische Überlegenheit gegenüber den politökonomischen GegnerInnen sind Aspekte, die die Autorität der IG Milch, das Urteil „Krise“ zu fällen, untermauern. Wichtigstes Vehikel für die Botschaft und medial erfolgreiches Wiedererkennungsmerkmal der IG Milch ist die Kuh Faironika. Aus anthropologischer Sicht handelt es sich bei der rot-weiß-roten Kuh auch um ein „klebriges Objekt“ (vgl. Ahmed 2014, 11): Sie ist „beklebt“ mit bestehenden, emotionalen Assoziationen zu Heimat und Nationalstolz und steht für die schönen Seiten des Landlebens und der Tradition. Ihr wiederholter Einsatz als Symbol der IG Milch lässt sie angenehme Emotionen wie Gemeinschaftsgefühl, Hoffnung und Mut hervorrufen. Je öfter und länger sie als Symbol eingesetzt wird, desto stärker wird ihre emotionale Wirkung (Ahmed 2014, 45).

Als Transportmittel für die Inhalte der IG Milch ist die Kuh gleichzeitig ein politisches Instrument – schon der Name „FAIRonika“ ist eine politische Botschaft. Diese politische Botschaft von Fairness, Solidarität und ethischem Wirtschaften verbindet die Faironika mit ihren internationalen Schwestern. Doch nicht nur die Faironika ist politisch, die ganze indirekte, implizite Aushandlung, wer die Autorität und das Recht hat, „Krise“ zu behaupten, wer das Sagen hat, wer gehört und unterstützt wird, ist eine hochpolitische Debatte. Letztlich wird in dieser Debatte verhandelt, wer die Zukunft gestaltet, denn wer das Urteil „Krise“ fällt – politökonomisch wirksam fällt –, schafft damit einen Ort für Veränderung (vgl. Roitman 2014, 85). Nachdem dieses Urteil von

einer systematisch bedrohten und unterdrückten, marginalisierten Gruppe kommt, muss diese sich Gehör und Autorität verschaffen, bevor dieser Ort für Veränderung entsteht.

„Krise“ ist hier in erster Linie ein moralischer Standpunkt (vgl. Narotzky und Besnier 2014, S14), ein Urteil über eine Situation aufgrund bestimmter Werte. Durch das Urteil der IG Milch: „Es gibt eine Milchkrise“, wird eine Wertedebatte angestoßen (vgl. Roitman 2014, 12; Beck und Knecht 2016, 60; Barrios 2017, 152), in der die IG Milch aufgrund ihrer höheren Werte und überlegenen Moral als Siegerin hervorgehen muss.

4.2. Veränderung

Die Behauptung „Krise“ verlangt nach einem qualitativen Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft. Sie ist die Zäsur in der sich entwickelnden Geschichte, der bedeutungsvolle, historische Moment, in dem sich der Lauf der Dinge ändert bzw. ändern soll. Roitman (2014, 17) nennt es „the moral demand for a difference between past and future“. Um diesen Unterschied geht es in den folgenden Kapiteln. Die Veränderung, die gefordert, selbst geschaffen und für die Unterstützung gesucht wird, macht neben dem Urteil einen weiteren zentralen Bestandteil des Krisennarrativs aus. Das Urteil „das ist eine Krise“ bringt einen Ort für Veränderung hervor. Daher bauen die folgenden Ausführungen logisch und inhaltlich auf denen des vorangegangenen Kapitels auf.

„Veränderung fordern“ setzt da an, wo „Erklärungen“ endet: Es wurde identifiziert, was falsch gelaufen und wer verantwortlich ist, nun wird von diesen die Umsetzung der Korrekturen gefordert. In erster Linie fordert die IG Milch die Reduktion der Milchproduktion sowie ein Ende der Abhängigkeitsverhältnisse. In diesen Forderungen sind zahlreiche Vorschläge und Lösungsideen enthalten, denen die Behauptung „Krise“ als Plattform dient.

Der Unsicherheit, die eines der wesentlichen „Charakteristika des Lebens in der Krise“ darstellt, steht in „Veränderung schaffen“ die Hoffnung gegenüber. Hier geht es um Neuerungen, die die IG Milch selbst umsetzte, wie ihre Selbstorganisation und die Gründung des EMB, der „A faire Milch“ und der „Freien Milch“. Obwohl nicht alle dieser Innovationen dauerhaft erfolgreich waren, wird „Krise“ hier zu einem Ort der Hoffnung und der Verwirklichung von Zielen.

„Allianzen schmieden“ zeigt wie „Autorität etablieren“, dass die IG Milch Unterstützung braucht, um ihre Position inhaltlich und zahlenmäßig zu stärken. Sie kooperiert auf nationaler, europäischer und globaler Ebene mit Milchbauern und -bäuerinnen, KonsumentInnen, zivilgesellschaftlichen Organisationen und PolitikerInnen. „Krise“ dient hier der Mobilisierung von selbst nicht betroffenen Personen und Gruppen.

Was in den folgenden Kapiteln großteils fehlt, ist die Notfalls-Zeitlichkeit einer Krise (vgl. 2.3.4) – von Dringlichkeit oder Eile ist wenig zu spüren. Nachdem die „Milchkrise“ als Systemkrise schon Jahre andauert, spielen Ausdauer und ein erfinderischer Umgang mit Erfolgen und Misserfolgen eine größere Rolle als die rasche Umsetzung von Veränderungen. Inhaltlich haben die Anliegen der IG Milch jedoch nichts an Dringlichkeit eingebüßt.

Zusammengenommen machen die Ausführungen in diesem Kapitel überdeutlich, dass eine wirksame und dauerhafte Lösung der „Milchkrise“ ausschließlich gemeinsam zu erreichen ist. Nur wenn Milchbauern und -bäuerinnen, KonsumentInnen, Molkereien, Konzerne, Zivilgesellschaft und Politik international zusammenarbeiten, kann die Situation österreichischer, europäischer und außereuropäischer Kleinbauern und -bäuerinnen nachhaltig verbessert werden.

4.2.1. Veränderung fordern

Während ihrer Proteste am 31.03.2016 läuten die DemonstrantInnen der IG Milch lautstark die „Agrarwende“ ein (Abb. 29 und Abb. 30).

Denn statt Milchüberschüssen, Abhängigkeitsverhältnissen, Wettbewerb und Benachteiligung fordern sie eine „nachhaltige, bäuerliche Wirtschaft basierend auf regionalen Ressourcen“. So steht es in dem Brief an den EU-Kommissar, den Ernst Halbmayer unter gellender Zustimmung vor dem Haus der EU verliest. Die



Abb. 29: Mit der aufgestellten Glocke...

Forderungen der IG Milch sind vielfältig, doch sie lassen sich alle unter dieser Überschrift zusammenfassen.

Eine Forderung, die vor allem an diesem ersten Jahrestag des Milchquotenendes im Vordergrund steht, ist die nach einer Reduktion der Milchproduktion. In dem Brief, den Ernst verliest, heißt es:

„Wir fordern Sie daher auf, alle Bemühungen zu unterstützen, die eine Reduzierung der Milchproduktion bewirken. Es macht keinen Sinn, Gelder für Export oder Einlagerungen zu verwenden, da diese das Marktungleichgewicht und damit die niedrigen Preise nur verlängern. Wir fordern Sie auch auf, keine EU-Gelder für Investitionen bereit zu stellen, die zusätzliche Produktionskapazitäten schaffen. Investitionszuschüsse dürfen ausschließlich zur Modernisierung bestehender Anlagen verwendet werden. Weiters fordern wir Sie auf, Futtermittelimporte einzuschränken, da die vorhandenen Überschüsse ausschließlich mit Importfutter produziert wurden.“

Hier und an anderen Stellen (z.B. im Milch-Manifest, Punkte 2-5, 7, siehe 7.1) fordert die IG Milch nationale und EU-PolitikerInnen auf, spezifische Fördermodalitäten und bestimmte gesetzliche Rahmenbedingungen so zu ändern, dass Milchüberschüsse dauerhaft verhindert werden. Doch auch Molkereien und der Molkereiverband VÖM sollen ihren Beitrag leisten, geht es nach der IG Milch. Nachdem die gesetzliche Mengensteuerung mit der Quotenregelung gefallen ist, liege es an den Molkereien, die Produktion mittels ihres Vertragsverhältnisses mit Milchbauern und -bäuerinnen einzuschränken, so Ernst Halbmayr in einer seiner Ansprachen bei der Demonstration. Das sei nur im Interesse der Molkereien selbst, „die auch schon alle unter der Menge stöhnen, die jetzt angeliefert wird“, meint Ernst. Sein Kollege und Mitstreiter Ewald Grünzweil nimmt den Molkereiverband in die Pflicht, während er neben dem Milchsee



Abb. 30: ...wird die Agrarwende eingeläutet.

am Friedrich-Wilhelm-Raiffeisen-Platz stehend spricht: „Die VÖM trägt natürlich eine große Verantwortung. Durch diese Organisation und diese Überordnung über die Molkereigenossenschaften liegt natürlich da der Schlüssel, um die Milchproduktion in Österreich in den Griff zu kriegen.“ Das sieht Johann Költringer, Geschäftsführer der VÖM, der den Demonstrierenden Rede und Antwort steht, anders. Seiner Meinung

nach sei hier nicht der Verband gefordert, sondern die einzelnen Molkereien müssten selbst über ihr Vorgehen entscheiden.

Die demonstrierenden Bauern und Bäuerinnen finden auch für einige ihrer BerufskollegInnen unmissverständliche Worte. Ewald Grünzweil nennt sie „Geisterfahrer, die da jetzt auf Teufel-komm-raus melken, weil sie glauben, sie können die sinkenden Preise mit mehr Produktion wettmachen“ und auf einem Transparent werden sie als „Amokmelker“ abgelehnt (Abb. 31).



Abb. 31: Transparent der IG Milch

Die IG Milch fordert Solidarität und Fairness unter den Milchbauern und -bäuerinnen statt eines solchen egoistischen und kurzsichtigen Handelns, das zur Wettbewerbsverschärfung beiträgt.

„Klein wachsen“ sei das neue Motto, meint Ernst, als es daran geht, bei der letzten Station des Tages feierlich das Milch-Manifest zu unterzeichnen. Wie Ewald Grünzweil in

seinen einleitenden Worten ausführt, legte Ernst den Grundstock des Manifesttextes, wonach dieser verschiedenen kooperierenden Organisationen mit der Bitte um Verbesserungen und Ergänzungen vorgelegt wurde. Zum Abschluss der Demonstration präsentieren es die IG Milch, ÖBV – Via Campesina und Grüne Bäuerinnen und Bauern gemeinsam im Rahmen des „Milchfests“ und schreiten zur Unterzeichnung, gefolgt von VertreterInnen weiterer unterstützender Gruppen (mehr dazu unter 4.2.3). Beim Milch-Manifest (siehe 7.1) handelt es sich um eine Zusammenfassung der zehn wichtigsten Punkte, die sich ändern müssen, um zu einer Produktionsweise zu gelangen, die gesellschaftlich breit unterstützt werden kann, erklärt Ewald. „Klein wachsen“ sei das neue Motto, stellt Ernst dazu fest. Er lacht, weil er weiß, wie absurd dieses Ansinnen für viele klingen muss, als er sagt: „Eigentlich müssten wir die intensiven Betriebe wieder extensivieren, aus den großen Betrieben irgendwie wieder kleinere Einheiten machen. Das traut sich niemand zu sagen, aber das wäre der einzig richtige Weg.“

Neben Mengenbegrenzungen durch Politik, Molkereien, Bauern und Bäuerinnen sowie kleinere Betriebsgrößen fordert die IG Milch auch eine Produktionsverringerung durch ein Senken der Milchleistung der Kühe. Durch Züchtung und entsprechende Fütterung wurde die Milchleistung in den letzten Jahrzehnten mehr als verdoppelt (vgl. Abb. 15). Dies überfordere den Stoffwechsel der Kühe und deshalb seien sie permanent krank, erklärt Ernst im Rahmen einer Filmdiskussion im Top Kino im sechsten Wiener Bezirk an einem Freitagabend im März 2017. Leidenschaftlich erklärt er, eine Kuh solle hauptsächlich Gras fressen und nicht das nährstoffangereicherte Futter aus zehn bis zwölf verschiedenen Komponenten, von denen nur eine Gras sei. Dann gebe sie zwar weniger Milch, sei aber gesund. Er prangert an:

„Es gibt keine einzige Maßnahme, niemanden im Bauernbund oder im Zuchtverband oder in der Molkereiwirtschaft, der sagt: Jetzt ist es eigentlich genug, jetzt brauchen wir nur noch schauen, dass die Kühe gesund werden. Nein! Heute haben wir 13.000 [Liter Milch als Jahresleistung], morgen müssen wir 14.000 haben und übernächstes Jahr müssen wir 15.000 haben. Und die Rekordkuh – habe ich jetzt gelesen – hat in Amerika 35.000 Liter geschafft.“

Entsprechend fordert die IG Milch – auch im Namen der Tiergesundheit und des Tierwohls – eine Neuausrichtung der Zuchtziele, weniger Kraftfutter und mehr Gras in der Futterration sowie die bereits genannte Einschränkung von Futtermittelimporten, um die Milchleistung der Kühe zu senken und damit den Milchüberschuss am Markt zu reduzieren (7.1, Punkt 3). Die Umsetzung dieser Forderungen soll zu einer umweltschonenderen Milchproduktion beitragen und vor allem für höhere und stabilere ErzeugerInnenpreise sorgen.

Das neben der Reduktion der Milchproduktion zweite große Anliegen der IG Milch ist eine Auflösung der Abhängigkeitsverhältnisse. Wie bereits erwähnt, fordert die IG Milch die österreichische Bundeswettbewerbsbehörde auf, die Zustände in der Milchwirtschaft zu überprüfen. Insbesondere die Lieferverträge zwischen Molkereien und MilchlieferantInnen sollen auf Unrechtmäßigkeiten kontrolliert werden, da sie z.B. standardmäßig Klauseln enthalten, die die Bauern und Bäuerinnen zwingen, all ihre produzierte Milch an eine einzige Molkerei zu liefern. Dies erschwere die Neugründung einer Molkerei ungemein, erläutert Ernst in der genannten Pressekonferenz, weil Probelaufe und ein schrittweiser Ausbau damit unmöglich gemacht werden. Die IG Milch fordert die entsprechenden österreichischen Ämter – medial und juristisch – auf, zu begutachten, ob hier Missbrauch einer marktbeherrschenden Stellung betrieben wird.

Außerdem soll die Benachteiligung kleiner Betriebe durch Molkereien und Fördersystem beendet werden (7.1, Punkt 1). So ist es z.B. für Molkereien üblich, eine Hofabholung der Milch erst ab einer bestimmten Liefermenge anzubieten. Liegt die gelieferte Menge unter der vorgegebenen Grenze, muss der Bauer seinen/ die Bäuerin ihren Milchtank selbst zur nächsten Abholstelle fahren, was für dieseN einen deutlichen Mehraufwand bedeutet. Auch Staffelpreise sind üblich, wo die Bäuerin/ der Bauer umso mehr Geld pro Kilogramm Milch bekommt, je mehr sie/ er liefert, erklärt Ernst bei der Filmdiskussion. Wie ich bereits unter 2.2.3 ausgeführt habe, trägt auch das größtenteils flächenbezogene Förderungssystem der Agrarpolitik zu einer Benachteiligung kleiner Betriebe bei (vgl. Groier 2004, 127).

Zusätzlich werden diversifizierte Betriebe mit einem höheren bürokratischen Aufwand belastet – je vielseitiger die Produktion, desto mehr Formulare und Anträge sind auszufüllen und umso mehr Fehlerpotenzial ist gegeben. Hier fordert die IG Milch eine Trendumkehr, um die Betriebe zu entlasten, die durch ihre Vielfältigkeit nachhaltiger wirtschaften als viele spezialisierte Betriebe (7.1, Punkt 9).

Als Johann Furtmüller und Ernst Halbmayr bei der Pressekonferenz zum Ende der „Freie Milch Austria“ die Probleme zwischen Milchbauern und -bäuerinnen und Molke-reigenossenschaften schildern, beschreiben sie auch eine Idee, die diese Konflikte lösen könnte: die Einführung eines „neutralen Streckennetzes“ – ähnlich dem Strom- und Gasnetz. Abholung und Lieferung der Milch sollten von den Genossenschaften ausgegliedert und einer neutralen Gesellschaft übertragen werden. Die MilchlieferantInnen hätten dann die Wahl aus allen Molkereien und nicht mehr den wenigen, die in ihrer unmittelbaren Nähe Sammeltouren fahren, und die Molkereien müssten in ihren Grenzgebieten nicht mehr überschneidend fahren.

Bei Abhängigkeitsverhältnissen denkt die IG Milch nicht nur an ihre eigenen Mitglieder oder an Kleinbauern und -bäuerinnen in Österreich, sondern global. Im November 2017 lud sie zu einer von der Organisation „Globale Verantwortung“ veranstalteten Podiumsdiskussion im Haus der EU. Thema war: „Agrar- und Entwicklungspolitik im Widerspruch?“ und als praktisches Beispiel diente die Milchwirtschaft.²⁵ Anhand dieses Beispiels und mithilfe von Daten, Zahlen und eines Videostatements von René

²⁵ „Globale Verantwortung“ präsentierte im Rahmen der Podiumsdiskussion eine eigens publizierte Broschüre mit dem Titel „Unfaire Milch – Agrar- und Entwicklungspolitik im Widerspruch?“ (2017), die

Millogo von PASMEP, einer Vereinigung von Rinderhirten in Burkina Faso, zeigte Sophie Veßel von „Globale Verantwortung“ in ihrer inhaltlichen Einleitung bestehende Widersprüche auf und wies auf fehlende Politikkohärenz hin. Das bedeutet, dass einerseits durch Programme der österreichischen (und EU-) Entwicklungszusammenarbeit lokale Märkte aufgebaut und andererseits durch österreichische (und EU-) Agrarpolitik wieder bedroht werden. Erwin Schöpges, Präsident des EMB, ist einer der geladenen DiskutantInnen und beschreibt mehrere Fälle aus seiner fünfjährigen Zusammenarbeit mit Milchbauern und -bäuerinnen aus Burkina Faso, wo lokale Milchprodukte den viel billigeren, aus europäischem Milchpulver gewonnenen Produkten weichen mussten. Er fügt hinzu, dass das Projekt Faire Milch inzwischen in Burkina Faso aufgebaut wurde und auch für den Senegal vorgesehen ist. Seine Ausführungen decken sich mit dem, was Ewald Grünzweil eineinhalb Jahre zuvor während der Protestaktion vor dem Haus der EU schilderte. Damals gab er die Erfahrungen eines indischen Kollegen weiter und beschrieb, wie Molkereien europäischer Konzerne die lokale Infrastruktur ersetzten und auf das billigere, europäische Milchpulver zurückgriffen statt auf die lokal produzierte Milch.

Es ist der IG Milch und dem EMB sehr wichtig, die Situation europäischer Kleinbauern und -bäuerinnen nicht zu Lasten außereuropäischer LandwirtInnen zu verbessern. Sie fordern politökonomische Lösungen, die global funktionieren und Peasantries auf anderen Kontinenten mitdenken. Das bedeutet, dass die gängige Praxis, „Lebensmittel rund um die halbe Welt zu transportieren“ dringend korrigiert werden muss, wie Clemens Staudinger, Co-Autor des „Schwarzbuch Raiffeisen“ und einer der Mitdemonstrierenden im März 2016, es formuliert.

Im Milch-Manifest (7.1) sind weitere Forderungen nachzulesen, die aus der Sicht der IG Milch unabdingbar sind, um wieder zu einer „vernünftigen“ (Punkte 2, 7) Produktionsweise von Milch zu kommen: die Einführung einer Förderung für die Umstellung auf biologische Produktion und die Wiedereinführung der Mutterkuhprämie (Punkt 4), ein fairer Milchpreis (Punkt 5), eine grundlegende Reform der landwirtschaftlichen Ausbildung (Punkt 8) sowie die Einrichtung eines „Milchdialogs“ (Punkt 10) – einem runden

unter <https://www.globaleverantwortung.at/die-unfaire-milch-agrar-und-entwicklungspolitik-im-widerspruch-heruntergeladen-werden-kann> (Stand August 2020). Dort ist auch ein Link zum Videostatement von René Millogo zu finden.

Tisch, an dem alle relevanten AkteurInnen teilnehmen und gemeinsam an einer Lösung für die „Milchkrise“ arbeiten.

Die einzelnen Elemente dessen, was die IG Milch unter „vernünftiger Milchproduktion“ versteht, sind empirische Beispiele dafür, was van der Ploeg sich in der Produktionsweise niederschlagenden, bäuerlichen Widerstand nennt (2010, 22). Die Ansichten der IG Milch sind nicht nur eine politische Meinung, sondern wirken sich in der täglichen Arbeit praktisch als Teil ihres politischen Widerstands und der ersehnten Selbstbestimmung aus – in der Wahl der Futtermittel, in der Entscheidung Tiergesundheit vor Milchleistung zu stellen, in dem Wunsch nach Mutterkuhhaltung, im „klein Wachsen“. Insofern sind nicht nur die Forderungen politisch, die sich explizit an die österreichische und die EU-Politik richten, sondern auch die an Molkereien, KonsumentInnen, Handel und bäuerliche KollegInnen gerichteten. Sie sind Ausdruck des Strebens nach Autonomie (eines Teils) der österreichischen Peasantry.

Für die zeitlichen Vorstellungen spielt in diesem Bestandteil des Krisennarrativs die Funktion der Krise als Zäsur die wichtigste Rolle. „Die Agrarwende wird eingeläutet“, denn ab jetzt soll alles anders werden. Hier, in diesem bedeutungsvollen, historischen Moment der „Milchkrise“ entscheidet sich die Zukunft der Kleinbauern und -bäuerinnen. Eine „neue Zeit“ kann beginnen (Roitman 2014, 19).

Verbunden mit den Forderungen und der Krise als Zäsur ist eine Aufbruchsstimmung, die während der Demonstration deutlich zu spüren ist. Aus den Forderungen, insbesondere aus dem Milch-Manifest, klingt Entschlossenheit – Entschlossenheit, die Weichenstellung zu korrigieren und doch noch die Bedingungen für eine lebenswerte Zukunft zu schaffen. Diese Entschlossenheit zieht sich durch die verschiedenen Aktivitäten der IG Milch, seien es kreative Protestaktionen, eine emotional aufgeladene Pressekonzferenz oder ein Filmgespräch mit dem Ziel, KonsumentInnen zu sensibilisieren. Als teilnehmende Beobachterin erlebe ich die Aufbruchsstimmung als ansteckend und bewundere diese Entschlossenheit umso mehr, als sie bereits seit Jahren auch Misserfolge und die politische Nichtachtung der Forderungen nach Veränderungen überdauert.

Zwischen den Erklärungen als Bestandteil des Krisennarrativs und den Veränderungen, die gefordert werden, besteht ein inhaltlicher Zusammenhang. Zuerst wurde erklärt, was falsch gelaufen ist und wer die Verantwortung dafür trägt, und nun werden

Forderungen formuliert, die das, was kritisiert wurde, richtigstellen sollen, und sie werden an die zuvor identifizierten Verantwortlichen gerichtet. Das heißt, auf die Kritik am Wachstumsparadigma, das dem kapitalistischen Wirtschaftsverständnis zugrunde liegt und das Herzstück der Erklärungen der IG Milch zur „Krise“ bildet, baut die IG Milch jetzt ihre Lösungsvorschläge und Forderungen für eine „nachhaltige, bäuerliche Wirtschaft basierend auf regionalen Ressourcen“ auf. Ihre beiden relevantesten und dringendsten Anliegen sind dabei eine Senkung der Milchproduktion und eine Auflösung der systemimmanenten Abhängigkeitsverhältnisse. Die „Milchkrise“ als Zäsur dient hier als Plattform für Lösungsvorschläge, die von der IG Milch entwickelt und gefordert werden, aber von anderen AkteurInnen umgesetzt werden müssen.

4.2.2. Veränderung schaffen

In diesem Kapitel geht es um die Veränderungen, die die IG Milch selbst umsetzt, bzw. umsetzte, um die Art von Milchwirtschaft zu kreieren, die ihnen lebenswert erscheint. Dazu gehören als größte Erneuerungen die Gründung der IG Milch und ihrer internationalen Schwesterorganisation EMB, die Einführung der Marke „A faire Milch“ und der Aufbau der ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch Austria“ (vgl. 2.2.1).

Anstoß zur Gründung der IG Milch waren die Proteste der Milchbauern und -bäuerinnen gegen Billigaktionen mit Milchprodukten im Lebensmittelhandel. Diese Geschehnisse machten laut Ernst Halbmayer deutlich: „Die Milchbauern brauchen eine eigene Interessensvertretung, weil es da einfach auch im Jahr 2004 schon ein grobes Missverhältnis gab.“ „Wir fühlen uns einfach nicht vertreten von dem, was in der Landwirtschaftskammer, was im Bauernbund an Politik gemacht wird,“ nannte Julianna Fehlinger vom ÖBV, die im März 2017 gemeinsam mit Ernst beim Filmgespräch auf der Bühne des Top Kino stand, den „wesentlichen Grund“, warum es Organisationen wie die ÖBV und die IG Milch gibt. Also nahmen Ewald Grünzweil, Ernst Halbmayer und einige andere die Dinge in die Hand und schufen die Grundlagen für eine jahrzehntelange, politisch und wirtschaftlich engagierte Selbstvertretung, um eine alternative Landwirtschaftspolitik nicht nur zu fordern, sondern auch zu schaffen. Innerhalb kürzester Zeit reichten diese Bemühungen über nationale Grenzen hinaus, denn nur zwei Jahre später wurde auch das European Milk Board, kurz EMB gegründet. Ernst erin-

nert sich voller Begeisterung, dass gleich beim ersten Treffen in Hamburg ein Grundsatzpapier verfasst wurde. Darin war unter anderem die Rede davon, dass sich die europäischen Milchbauern und -bäuerinnen nicht mehr auseinanderdividieren lassen und als letztes Mittel zum Milchstreik greifen würden. Wenn Wirtschaften, Verhandeln und Protestieren solidarisch sein sollen, so kann die Zusammenarbeit nicht vor nationalen Grenzen haltmachen – dies war den GründerInnen des EMB klar. Genauso klar war ihnen, dass sie gemeinsam stärker sind als allein.

Doch die IG Milch wollte nicht nur mit anderen Milchbauern und -bäuerinnen zusammenarbeiten, sondern auch mit den KonsumentInnen. Die direkte Kommunikation mit diesen war es, die die Gestaltung der Milchpackung für die „A faire Milch“ entscheidend



Abb. 32: Packungsdesign der „A faire Milch“

beeinflusste. In einem Interview in Ö1 mit dem Titel „Bäuerliches Über-Leben. Strategien gegen das Bauernsterben“ (Konopitzky, Halbmayr, Höllinger 2017) erklärt Ernst, dass Milch nicht nur ein Lebensmittel, sondern in Österreichs Gebieten mit Dauergrünland die Basis für Wertschöpfung, Arbeitsplätze und Kulturlandschaft ist – und das wollte die IG Milch den KonsumentInnen vermitteln. Im Juli 2006 lan-

dete die „A faire Milch“ zum ersten Mal in den Regalen des Lebensmittelhandels, mit der unverkennbaren, rot-weiß-roten Kuh auf der Packung (Abb. 32). Der Text, den die IG Milch für die Packung gewählt hatte, erklärt ihr Verständnis von „FAIR“ dem/ der KonsumentIn genauer:

„A faire Milch von mir und 10 Cent mehr für meinen Bauern!

Bescheidene 10 Cent mehr pro Kilogramm Milch für Österreichs Milchbauern bewirken einen gesunden Mehrwert für uns alle:

- F**örderung und Erhalt der heimischen Kulturlandschaft
- A**rbeitsplatzerhalt im ländlichen Raum
- I**nteressante Entwicklungschancen mit fairen Marktpreisen
- R**eine österreichische Produkte mit Zukunft

Sie sehen, mit dem Kauf dieser Packung bestimmen Sie die Zukunft unseres Landes mit. Sie haben es in der Hand: A faire Milch ist a faire Zukunft für uns alle.“

Voll Stolz und Freude erzählt Ernst vom erfolgreichen Start des Projekts, wie die Zahlen kontinuierlich stiegen, bis sie zu Spitzenzeiten 250.000 Liter Milch im Monat verkauften. Die Ausweitung der Idee auf andere Länder war von Anfang an mitgedacht worden und nach anfänglicher Skepsis konnte sie bis 2014 auf fünf weitere Länder

übertragen werden, wie Ernst in einem Interview auf der ersten Europäischen Faire Milch Konferenz erklärte, die am 06.11.2014 in Ciney, Belgien stattfand (Fairebel - Coopérative Faircoop 2014).

Der solidarische Aufpreis von 10 Cent wird von den KonsumentInnen getragen und macht die „A faire Milch“ 2006 zur teuersten Milch im Regal. Ernst erzählt, dass ihnen die Bedingung, die Milch müsse 1,09 € pro Packung kosten, beim Leistungsgespräch mit der Handelskette Spar Gelächter eintrug – KonsumentInnen würden niemals so viel für Milch zahlen. Doch sie zahlten – enthusiastisch, wie die Verkaufszahlen zeigten – und mit der Zeit erhöhten auch die anderen Milchmarken ihre Preise. Dass seitdem das Niveau der Verkaufspreise von Milch in Österreich angestiegen ist und sich die Preispolitik Österreichs von der Deutschlands entkoppelte, verbucht Ernst als Erfolge der IG Milch.

Die ErzeugerInnengemeinschaft „Freie Milch Austria“ sollte genau das machen, was ihr Name sagt, so Ernst während der Pressekonferenz im April 2017: Wie das Ziel der „A faire Milch“ der faire Milchpreis ist, sollte die „Freie Milch“ den MilchlieferantInnen mehr Autonomie in ihren Lieferbeziehungen verschaffen. Sie ermöglichten Betrieben, die schon jahrelang biologisch produzierten, endlich die entsprechende Abholung, Hofabholung auch für Bauernhöfe mit kleinen Liefermengen und im ersten Jahr ihres Bestehens für ein ganzes Jahr den besten Biomilchpreis, „der in Österreich je gezahlt worden ist“, so Ernst. Mit der „Freien Milch“ schuf die IG Milch eine Alternative zu den Genossenschaftsmolkereien, die schon lange nicht mehr wie Genossenschaften agierten (vgl. Krammer und Rohrmoser 2012, 125f). Ernst erklärt mir: „Die Molkerei ist nicht unser Unternehmen, da hat niemand das Gefühl, dass das seine Molkerei ist, dass er da mitreden kann. Er hat einen Genossenschaftsanteil, aber in Wirklichkeit fahren sie über alles drüber.“ Das System, so Ernst, braucht Alternativen zu den Genossenschaftsmolkereien, um zu funktionieren, und für eine Weile war die „Freie Milch“ als eine solche erfolgreich: Die Molkereien wurden in ihrem Umgang und der Kommunikation mit ihren LieferantInnen sehr vorsichtig, als die „Freie Milch“ zu Beginn großen Zulauf hatte. Doch ihr Ziel, sich als ernst zu nehmende Alternative am Markt zu etablieren, konnte die „Freie Milch“ nicht umsetzen (vgl. 4.1.2), erzählt Ernst:

„Wir wollten uns eben vorher [vor der bereits geplanten Abschaffung der Quote] noch am Markt festsetzen. Es gibt ja in Europa, speziell in Italien, ganz viele Molkereien, die bis zu 100% der Milch zukaufen, die also selber gar keine Bauern

haben. Und da wollten wir einfach ein Klientel aufbauen, dass wir einfach langjährige, fixe Lieferbeträge haben und damit aus dieser Geiselhaft, die wir da in Österreich erlebt haben, herauskommen. Aber das ist einfach nicht gelungen, weil das ständig – am Anfang hat es ganz gut ausgesehen, aber es ist dann ständig desavouiert worden.“

Das Scheitern der „Freien Milch“ verschlechterte die Situation von einigen der betroffenen Bauern und Bäuerinnen gravierend, verstärkte ihre Abhängigkeit von den Genossenschaftsmolkereien und schlug hohe Wellen in den Medien und der Milchwirtschaft. Die Freiheit, für die sich Ernst und seine KollegInnen mit der „Freien Milch“ eingesetzt hatten, konnte nicht erreicht werden.

Neben IG Milch, EMB, „A faire Milch“ und „Freie Milch“ stellen auch die Protestaktionen, Pressekonferenzen, das Milch-Manifest, Informationsevents, um KonsumentInnen für die Probleme in der Milchwirtschaft zu sensibilisieren, das Einschalten der Bundeswettbewerbsbehörde sowie die Suche nach Unterstützung und das Schließen von Allianzen (siehe 4.2.3) Schritte auf dem Weg der IG Milch dar, die eigenen Zukunftsvorstellungen anzustoßen und zu verwirklichen. Dieser Weg ist als ein Prozess der Emanzipierung der Peasants vom dominanten Regime zu verstehen (vgl. van der Ploeg 2008; 2010). Er begann mit dem Aufbegehren einiger Personen gegen unfaire Milchpreise im Lebensmittelhandel, die sich zusammenschlossen und organisierten. Über die Jahre analysierte diese Gruppe die politökonomische Situation der österreichischen Milchbauern und -bäuerinnen immer detaillierter, was zu einer Repositionierung in Bezug auf die wesentlichen Probleme führte – sowie zum Verlust vieler Mitglieder. Diese unterstützten zwar die Forderung nach einem höheren ErzeugerInnenpreis, waren aber nicht bereit, an ihrem eigenen Wirtschaften etwas zu ändern, um den Milchmarkt zu entlasten, oder das dominante Regime konsequent zu hinterfragen und sich dagegen zu stellen. Die IG Milch bleibt indes konsequent und arbeitet weiterhin innovativ, transformativ und flexibel – auch hinsichtlich ihrer Misserfolge und ihres Umgangs damit. So ist angedacht, die „A faire Milch“ einzustellen, sollte Fairness nicht erreichbar sein.²⁶ Ernst erzählt mir:

„Wir sind dann soweit, wenn wir jetzt die Rechtsstreitigkeiten auch noch verlieren, dass de facto juristisch festgestellt wird [von der Bundeswettbewerbsbehörde und

²⁶ Dieser Zeitpunkt war im Juli 2020 erreicht. In der Presseaussendung der IG Milch werden Ernst Halbmayr und Ewald Grünzweil zitiert: „Einen kurzen Moment konnten wir den Bäuerinnen und Bauern die Zuversicht zurückgeben, für ihre Produkte faire Preise zu erhalten. Die Entwicklungen der letzten Monate und Jahre haben diese Hoffnungen nachhaltig zunichte gemacht.“ (IG Milch 2020) Die rechtliche Klärung der Situation durch Bundeswettbewerbsbehörde und Kartellgericht steht weiterhin aus.

dem Kartellgericht], die Bauern sind rechtlos und sind den Molkereien komplett ausgeliefert, dann möchten wir auch die ‚Faire Milch‘ vom Markt nehmen. Weil wir sagen, wir gaukeln da den österreichischen Konsumenten vor, dass es eine faire Milch gibt, aber es gibt keine faire Milch in Österreich. Das wäre so der Abschluss-Clash.“

Auch Misserfolge wie das Ende der „Freien Milch“ oder das (potenzielle) Ende der „A faire Milch“ werden als Gelegenheiten genutzt, um Gesellschaft und KonsumentInnen zu informieren und PolitikerInnen und VertreterInnen der Genossenschaften medial unter Druck zu setzen. Dass Milchwirtschaft überhaupt zu einem gesellschaftlichen Thema wurde, das regelmäßig in den Medien vertreten ist, versteht Ernst als einen weiteren „ganz großen Erfolg der IG Milch“. Der Anspruch der IG Milch, die Situation der Bauern und Bäuerinnen zu verbessern, ist so entscheidend, dass selbst die Beendigung des Vereins IG Milch eine Option ist, sollten alle Möglichkeiten ausgeschöpft sein.

Doch bis es so weit ist, bleibt die IG Milch aktiv in ihrem Widerstand und für die Mitglieder ein Ort der Gemeinschaftlichkeit, der Vernetzung und der persönlichen Entfaltung. Ernst erzählt mir von all den kreativen Talenten, die in den Bauern und Bäuerinnen schlummerten und im Einsatz mit der IG Milch ans Tageslicht kamen. Wie Handwerkliches und Literarisches entstanden und deren SchöpferInnen aufblühten, weil sie Wertschätzung und Verständnis erlebten. Er resümiert:

„Ich glaube, die IG Milch hat allgemein das Bewusstsein der Bauern verändert. Dass man sich einfach auch engagieren kann, dass man sich hinstellen kann, dass es einfach ein anderes Gefühl ist, das gemeinsam zu tun. Weil sich die Milchbauern [...] immer matchen mussten mit dem Nachbarn: um Pachtgründe, ums Kontingent, wer es billiger kriegt und solche Sachen. Und bei uns ist es einfach um etwas anderes gegangen. Wir können jetzt gemeinsam eine gute Aktion auf die Füße stellen [...].“

Was einem einzelnen Betrieb nicht möglich ist, ist (zumindest eine Zeit lang) gemeinsam möglich. Eine Gruppe ist stärker als einE EinzelneR, auch politökonomisch. Gemeinsamkeit verleiht Mut; Solidarität und Fairness schenken Freiheit vom Druck des ständigen Konkurrenzkampfes. Die IG Milch und ihre Arbeit habe vielen Leuten Hoffnung gemacht, fasst Ernst zusammen.

Die Entwicklung der Selbstorganisation und der emanzipatorischen Positionierung der IG Milch stellt einen politischen Prozess dar, welcher auch ihre Politisierung umfasst. Von einer simplifizierenden Sichtweise, in der der Lebensmittelhandel alleiniger Verursacher schlechter ErzeugerInnenpreise ist, kommt die IG Milch durch Reflexion und

Analyse mit der Zeit zu einem differenzierten und eindeutig politischen Standpunkt, der soziale Ungleichheiten und Machtverhältnisse, die weit über die österreichische Milchwirtschaft hinausreichen, mitberücksichtigt.

Den kontextuellen Aspekt von Zeit und Imagination betreffend, zeigt die Umsetzung gewünschter Veränderungen, dass die Zukunft im Jetzt beginnt. Die Vorstellungen dessen, wie es sein sollte, sind nicht notwendigerweise weit entfernt und unerreichbar, sondern können teilweise selbst verwirklicht werden. Das Ferne wird ins Jetzt geholt, in der Zäsur, die die „Krise“ bedeutet, wird Zukunft als Gegenwart erlebbar. Dass die Milchbauern und -bäuerinnen ihre Zukunft teilweise selbst in die Hand nehmen und jetzt etwas ändern können, ist auch das Ergebnis ihrer politischen Emanzipation.

An Emotionen wurden in diesem Kapitel viele positive genannt: Stolz, Freude, Begeisterung, Hoffnung. Gemeinschaft – sich zusammen zu tun – wirkt nicht nur politisch, sondern vor allem emotional, da Emotionen im Kontakt von Menschen miteinander und mit Objekten hervorgerufen werden (vgl. Ahmed 2014). Die Hoffnung ist ganz zentral für die Umsetzung erwünschter Veränderungen und die Gestaltung der Zukunft (vgl. Narotzky und Besnier 2014). So wie ein Hauptcharakteristikum des Lebens in der Krise die Unsicherheit ist, die mehr als eine Emotion ist und ihre Wirkung gesellschaftlich entfaltet (vgl. 4.1.2), spielt die Hoffnung eine Hauptrolle beim Schaffen von Veränderung. Narotzky und Besnier stellen fest, dass wirtschaftliche und politische Strukturen, Institutionen und AkteurInnen die Unsicherheit, die Menschen erleben, materiell erzeugen (2014, S11). Diese Unsicherheit setzt ihrer praktischen Fähigkeit, die Zukunft zu gestalten, Grenzen. Trotzdem können Menschen innerhalb dieser Grenzen durch politische Mobilisierung ihre Zukunft fassen und gestalten. Hoffnung, mit den einhergehenden Zukunftsimaginationen, wird zu einem Vorteil und einem Hilfsmittel mitten in diesen Begrenzungen. Laut Ahmed ist es die Hoffnung, die die Beteiligung an politischem Aktivismus zu einer Freude werden lässt (2014, 184). Für sie gehören Hoffnung und politisches Engagement unbedingt zusammen. Der Hoffnung auf eine andere Welt Ausdruck zu verleihen, ist nach Ahmed ein politischer Akt und bleibt es auch im Angesicht von Erschöpfung und Verzweiflung (2014, 186).

„Krise“ wird hier dank der begrenzten, aber vorhandenen Möglichkeit, Veränderungen gemeinsam und unabhängig vom dominanten Regime umzusetzen, zu einem Ort der Hoffnung. Einem Ort, an dem die Zukunft zur Gegenwart wird und imaginierte Ziele Wirklichkeit.

4.2.3. Allianzen schmieden

Im Anschluss an die kreativen Protestaktionen vor dem Haus der EU und der Raiffeisenzentrale findet am 31. März das Milchfest statt. In der Ankündigung der IG Milch heißt es (IG Milch 2016a):

„Bei der dritten Station am Morzinplatz werden wir unser Milch-Manifest präsentieren. Wir werden hier ein Milchfest feiern, also Milch ausschenken, Butterbrote ausgeben und die Agrarwende einläuten und ein breites Bündnis der Gesellschaft mit Milchbäuerinnen und -bauern aus der Taufe heben. Nur mit einem starken Bündnis der Zivilgesellschaft und den (sic) Konsumentinnen und Konsumenten mit (Milch)-Bäuerinnen und Bauern können die notwendigen Veränderungen stattfinden.“

Es ist inzwischen Mittag geworden und nachdem auch der Friedrich-Wilhelm-Raiffeisenplatz wieder in seinen ursprünglichen Zustand versetzt und der Milchsee beseitigt worden ist, überqueren die DemonstrantInnen unter der Führung von Ewald Grünzweil den Donaukanal und machen es sich am Morzinplatz gemütlich. Einige fahren einen



Abb. 33: Beim Milchfest werden Milch und Butterbrote verteilt.

Wohnwagen heran und bauen eine Heurigengarnitur auf, andere bringen das Podium und die Faironika in Position, wieder andere – so auch ich – suchen ein Plätzchen, um sich niederzulassen. Vom Wohnwagen aus werden Becher mit kalter Milch der Marke „A faire Milch“ und Butterbrote verteilt (Abb. 33), es ist

genau die richtige Zeit für eine kleine Stärkung.

Während sich DemonstrantInnen wie PassantInnen laben, beginnt Ewald Grünzweil auf dem Podium (vgl. Abb. 27) das Milch-Manifest vorzustellen. Dann gesellen sich Ernst Halbmayr, Wolfgang Pirkhuber von den Grünen Bäuerinnen und Bauern und Ludwig „Lutz“ Rumetshofer von der ÖBV – Via Campesina zu Ewald auf die Bühne, um zur feierlichen Unterzeichnung zu schreiten. Lutz Rumetshofer erklärt, dass sich auch die ÖBV „ganz, ganz klar für eine andere Art der Milchpolitik, für eine andere Art

der Agrar- und Ernährungspolitik“ einsetzt, die „grüner, ökologisch nachhaltiger und sozial gerechter“ ist. Daher stellte sich für sie nie die Frage, ob sie das Milch-Manifest unterstützen oder nicht, sondern nur, wer die ÖBV bei dieser Gelegenheit vertritt. Auch Wolfgang Pirkhuber erklärt seine Freude über das Bündnis, das es hier zu schmieden gilt und das die Grünen Bäuerinnen und Bauern „ganz massiv unterstützen“. In seinem kämpferischen Auftritt versichert er, sich darum zu bemühen, dass die Anliegen der IG Milch auch im Parlament gehört werden, und verspricht, dass sie gemeinsam Druck machen werden, bis Minister Rupprechter den im Milch-Manifest geforderten Milchdialog einrichtet, damit „die IG Milch auf gleicher Augenhöhe mit den andern Genossenschaftsvertretern über die Zukunft von unserer Lebensmittelpolitik diskutieren“ kann. Nachdem alle vier Männer ihre Unterschrift unter das Dokument gesetzt haben, werden Kopien davon an die Umstehenden verteilt.

Es kommen noch weitere UnterstützerInnen zu Wort wie Christine Tschüscher, die für die Bank für Gemeinwohl anwesend ist, und Weihbischof Franz Scharl. Andere sind zwar heute nicht persönlich vertreten, stellen sich aber auch hinter die IG Milch und das Milch-Manifest. Auf ihrer Homepage nennt die IG Milch die ARGE Schöpfungsverantwortung, ARGE Weltläden, Attac, EZA Fairer Handel, Fian, Greenpeace, Südwind, Welthaus Graz und das Welthaus St. Pölten als weitere UnterstützerInnen (IG Milch 2016b). Beim Milchfest steht die „Besiegelung“ des Milch-Manifests im Zentrum, durch welche ein „Bündnis geschlossen“ wird von allen, die es unterzeichnen. Neben Organisationen sind auch KonsumentInnen sowie die allgemeine Gesellschaft dazu aufgefordert. Nicht umsonst findet dieses Fest öffentlich und im Freien statt – es stellt eine offene Einladung dar.

Auch das Filmgespräch am 10.03.2017 im Rahmen der „Filmtage zum Recht auf Nahrung“ symbolisiert eine solche Einladung. Im Anschluss an den Film „Milchflut. Melken bis zum Ruin“ (Anthes, Verheyen und Würzburger 2016) stehen Julianna Fehlinger von der ÖBV und Ernst Halbmayr für Fragen und Kommentare zum Film und zur Situation der Milchwirtschaft in Österreich zur Verfügung. Bei dieser Gelegenheit geht es vor allem darum, wie KonsumentInnen die Milchbauern und -bäuerinnen unterstützen können. Julianna bringt verschiedene Beispiele, wie sich die interessierten ZuhörerInnen einbringen könnten: Bei einer der fast jährlich am 31. März stattfindenden Aktionen mitdemonstrieren, sich aktiv in den sozialen und den Massenmedien mit dem Thema beschäftigen und abseits der Supermärkte einkaufen, z.B. direkt beim Bauern/ der

Bäuerin. Darauf kam aus dem ZuschauerInnenraum der Einwand, dass letzteres in der Großstadt nicht möglich ist, worauf Julianna auf die Möglichkeit hinwies, bei Foodcoops oder solidarischen Landwirtschaften mitzumachen. Nachdem diese bisher keine Milchprodukte umfassen, gibt Ernst eine ganz konkrete Handlungsempfehlung zum Milchkauf: „In der Reihenfolge: Biomilch trinken [und] die im Naturkostladen kaufen [...]. Dann, wenn das nicht geht, die Biomilch im Supermarkt kaufen und, wenn das auch nicht geht, dann keine Milch trinken.“ Das Publikum lacht auf ob dieser klaren Worte und Julianna meint überrascht: „Dass ich das noch von dir höre!“ Darauf antwortet Ernst mit einem Schulterzucken: „Ja, ist so. Die bittere Erkenntnis nach zehn Jahren politischer Arbeit.“

Diese politische Arbeit der IG Milch erschöpft sich nicht in ihrem eigenen Einsatz für kleine Milchbetriebe, sondern umfasst in Österreich auch die „Wir haben es satt!“-Plattform. Gemeinsam mit der ÖBV – Via Campesina Austria, FIAN Österreich, Südwind, Attac, Welthaus Diözese Graz-Seckau, GLOBAL 2000, Greenpeace und den Grünen Bäuerinnen und Bauern gehört die IG Milch zu den TrägerInnen der Plattform. Diese wird von zahlreichen weiteren Organisationen unterstützt und fordert eine Agrarpolitik, „die auf Ernährungssouveränität, den Menschenrechten und dem Schutz und dem gerechten Zugang zu natürlichen Ressourcen aufbaut“ (Wir haben es satt Austria o. J.). Viele der beteiligten Organisationen arbeiten europa- oder weltweit.

Das EMB, die europäische Variante der IG Milch, organisiert jährlich in wechselnden europäischen Städten die „Faire Milch Konferenz“. Die sechste solche Konferenz fand im Oktober 2019 in Libramont, Belgien statt. Erstmals waren auch Milchbauern und -bäuerinnen aus Afrika vor Ort um gemeinsam erfolgreiche, solidarische Milchprojekte zu feiern. In einer Pressemitteilung des EMB heißt es stolz und feierlich (European Milk Board 2019):

„Da ist ‚Fairebel – Die faire Milch‘ in Belgien, die seit 10 Jahren mit fairen Milchpreisen für die hiesigen Milchbauern Geschichte schreibt. Da ist die Milch ‚Fairefaso‘, mit der Erzeuger im afrikanischen Burkina Faso erfolgreich eine eigene Bauernmarke auf den Markt gebracht haben. Und da sind die Milcherzeugerkollegen aus Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, Österreich und der Schweiz sowie Mali, Niger, Senegal und dem Tschad [sic] die es in den vergangenen Jahren geschafft haben, eine große Solidarität mit den Konsumenten, aber auch untereinander aufzubauen. All das ist Teil der Fairen Milch Story, die im Jahr 2006 in Österreich begann und heute in Libramont gemeinsam fortgesetzt wird.“

Höhepunkt der internationalen Feierlichkeiten ist die Verleihung der „Goldenen Faironika“. Mit ihr zeichnen die MilcherzeugerInnen Personen und Institutionen aus, die sich in außergewöhnlicher Weise für Fairness und Nachhaltigkeit einsetzen (Abb. 34).



Abb. 34: PreisträgerInnen der „Goldenen Faironika“ 2019

Dass diesmal auch VertreterInnen aus verschiedenen afrikanischen Ländern zur „Faire Milch Konferenz“ angereist kamen, verdeutlicht noch einmal, wie international verflochten die Kooperationen der IG Milch sind. Es zeigt auch, dass die Allianzen, die die IG Milch schmiedet, Zusammenarbeit auf Augenhöhe bedeuten und die Unterstützung in beide Richtungen geht. Ging es beim Milchfest darum, KonsumentInnen dazu zu motivieren, die Anliegen der IG Milch mitzutragen,

veranschaulicht die sechste „Faire Milch Konferenz“, dass sich die IG Milch auch für die Interessen burkinischer Milchbauern und -bäuerinnen einsetzt.

Dass es der IG Milch nicht darum geht, die Situation der eigenen Bauern und Bäuerinnen um jeden Preis zu verbessern, sondern um einen grundlegenden Systemwandel in der Agrar- und Ernährungspolitik, der weltweit stattfinden muss, ist Teil ihrer politischen Botschaft und spiegelt sich in der Wahl ihrer KooperationspartnerInnen wider. Van der Ploeg (in Bernstein u. a. 2018, 697) schreibt über die internationale Bewegung „La Via Campesina“ und andere historische Veränderungen in agrarischen Landschaften weltweit, dass sie ein gemeinsamer roter Faden eint: „the desire of many millions of producers to be independent and self-employed and to build their own material and economic foundations in order to emancipate themselves and contribute to society as a whole“. Aufgrund dessen, was die IG Milch unter der „Milchkrise“ versteht, ist es nur logisch und konsequent für sie, auch Organisationen auf anderen Kontinenten zu unterstützen. Insofern ist auch sie Teil dieser weltweiten Veränderungen.

Andererseits braucht sie selbst innerhalb Österreichs Unterstützung, um an ihr Ziel zu gelangen. Wie unter „4.1.3 Autorität etablieren“ ausgeführt, muss sie sich als marginalisierte Gruppe gegen das dominante Regime behaupten und ihrer Kritik und ihren Forderungen Gehör verschaffen. Das zu Beginn dieses Kapitels gebrachte Zitat mit der Ankündigung des Milchfests zeigt, dass die VertreterInnen der IG Milch wissen,

dass ohne Unterstützung – ohne „ein starkes Bündnis“ – die „notwendigen Veränderungen“ nicht stattfinden werden (IG Milch 2016a). Sie sind angewiesen auf die Allianzen mit zivilgesellschaftlichen Organisationen, KonsumentInnen, politischen Parteien, ExpertInnen (wie Franz Rohrmoser oder Clemens Staudinger) etc., um ihre Autorität zu etablieren und ihre Position sowohl inhaltlich als auch zahlenmäßig zu stärken. Es liegt politische Stärke in der Zahl der Gleichgesinnten.

Allianzen zu schmieden erfordert emotionale Arbeit. An den Beispielen „Milchfest“ und „Faire Milch Konferenz“ wird dies sichtbar: Bündnisse werden gefeiert, indem durch gemeinsames Essen und Trinken, Preisverleihungen und die ritualisierte Unterzeichnung des Manifests bewusst eine feierliche Stimmung geschaffen und angenehme Emotionen hervorgerufen werden. Erfolge werden fokussiert und Gemeinsamkeiten herausgestrichen – wie im Zitat aus der Pressemitteilung des EMB oben. Dankbarkeit und Freude wird verbal Ausdruck verliehen. „Damit ist es besiegelt und wir dürfen es jetzt endlich der breiten Öffentlichkeit präsentieren! Danke, es ist ein schöner Moment für mich. Dankeschön, dass ihr da seid! [lacht] Super, ich freue mich! Wunderbar, Danke schön!“, sprudelt es aus Ewald Grünzweil im Anschluss an die Unterzeichnung des Milch-Manifests heraus.

Emotionen verbinden, sie bringen die Menschen zusammen und helfen, aus Fremden Alliierte zu machen – mittels Feiern und mittels „klebriger“ Objekte. Die „Goldene Faironika“ und das Milch-Manifest sind weitere Beispiele für „klebrige“ Objekte, denen Emotionen durch häufiges Zirkulieren anhaften (vgl. Ahmed 2014). Sie wurden als materielle Zeugnisse erfolgreicher Zusammenarbeit geschaffen und erinnern regelmäßig an geschätzte BündnispartnerInnen: die „Goldene Faironika“ bei jeder neuen Verleihung, das Milch-Manifest durch die Abbildung von drei Logos oberhalb der Überschrift (siehe 7.1).

Die BesucherInnen des Milchfests, das den Gipfel der Aktionen vom 31.03.2016 darstellt, sollen eine Wahl treffen. Zuerst wurden bei den entsprechenden Stellen lautstark und kreativ Vorwürfe geäußert, nun werden PassantInnen und KonsumentInnen eingeladen: Unterstütze uns und feiere mit uns! Die Objekte wie Faironikas, Traktoren und Butterbrote sowie die Emotionen, die im Umlauf sind, bilden ein Skript für die ZuschauerInnen und fordern sie auf, sich zu entscheiden (vgl. Ahmed 2014). Wollen sie Verbündete und damit Teil der Lösung oder GegnerInnen und Teil des Problems sein?

Dieser Bestandteil des Krisennarrativs soll Menschen und Organisationen, die selbst nicht von der „Milchkrise“ betroffen sind, zur Unterstützung mobilisieren. Er stellt die Aufforderung dar, sich zu solidarisieren.

4.3. Das gute Leben

Das gute Leben ist das Ziel aller Bemühungen um Veränderungen und die Zukunftshoffnung hinter der Kritik. Der dritte Bestandteil des Krisennarrativs beschreibt ein in den Augen der IG Milch lebenswertes Leben. Wie sieht die Zukunft aus, um die sie kämpfen?

„Krise“, so Roitman, ist prinzipiell der Ort, von dem aus eine Zukunft gefordert wird (2014, 70). Denn die Zukunft ist der Dreh- und Angelpunkt jedes Krisenurteils, sie ist das, worum es eigentlich geht. Und wenn es um die Zukunft geht, geht es um die Frage, was ein lebenswertes Leben ausmacht. Das Kapitel „Urteil“ beschäftigte sich mit der Kritik am Status quo, was falsch läuft und wer dafür verantwortlich ist und „Veränderung“ damit, was von wem getan werden muss, um die Situation zu verbessern. Das Kapitel „Das gute Leben“ führt nun aus, wie diese verbesserte Situation aussehen soll. Die Eigenschaften des guten Lebens sind implizit in der Kritik und den Veränderungswünschen enthalten, jedoch weder so explizit formuliert noch so detailliert erklärt wie diese.

Der Schlüsselbegriff dafür, was die IG Milch unter einem lebenswerten, einem guten Leben versteht, lautet Fairness. Fairness zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Kommunikation, ihre Forderungen, ihre Lösungen und ihr Selbstverständnis. Nicht umsonst ist die rot-weiß-rote Kuh namens Faironika ihr Markenzeichen und das Symbol ihrer positiven Botschaft – im Kapitel „Faironika“ erläutere ich das.

In den drei folgenden Kapiteln gehe ich auf je einen zentralen Aspekt des guten Lebens gemäß der IG Milch ein: Nachhaltigkeit statt Wachstum, eine gesicherte Zukunft und Gemeinsamkeit. Diese Aspekte ergänze ich durch theoretische Beiträge, da Überschneidungen zum andinen Konzept des Buen Vivir (spanisch für „gutes Leben“) und zu Postwachstumstheorien bestehen. Das Konzept des Buen Vivir ergänzt Ideen, die im guten Leben gemäß der IG Milch vorhanden sind. Was bei der IG Milch im Ansatz mitgedacht wird, wurde im Zusammenhang mit dem Konzept des Buen Vivir bereits ausführlich diskutiert und publiziert. Ich führe an dieser Stelle zusätzliches Material ein,

um die Ideen der IG Milch in einen – sowohl räumlich als auch theoretisch – größeren Kontext einzubetten und sie weiterzudenken: Was bedeuten die Forderungen und welche praktischen Konsequenzen hätte ihre Umsetzung? Es ist ebenfalls hilfreich, im Kampf um ein gutes Leben und im Ringen um dessen Definition von Menschen zu lernen, die auf der anderen Seite des Globus um ähnliche Ziele kämpfen.

Auf die Kontexte der Krisenbehauptung Zeit und Imagination, Politik und Emotionen gehe ich in den folgenden Kapiteln nicht mehr einzeln ein. Die Vorstellung des guten Lebens wirkt gleichzeitig auf allen Kontextebenen und wird von anderen Vorstellungen und gesellschaftlichen Gegebenheiten innerhalb dieser beeinflusst. Das gute Leben als Zukunftsimagination muss prinzipiell als zutiefst emotional und wesentlich politisch verstanden werden.

Nach Roitman existiert keine „Unkrise“, kein Gegenteil der Krise (2014, 10). Sie betitelte ihre Monographie „Anti-Krise“, weil sie darin konsequent gegen die Krise als Ding-an-sich argumentiert. Wie in 2.3.1 erwähnt, schreibt sie, dass weder „Krise“ noch „Unkrise“ („noncrisis“ im Original) empirisch beobachtbar seien (Roitman 2014, 10). „Krise“ ist hingegen eine logische Beobachtung, die für eine Diagnose der Gegenwart steht (Roitman 2014, 4). Aufgrund dieser Argumentation bin ich der Meinung, dass es sehr wohl ein Gegenteil der Krise gibt – als logische Extrapolation der Kritik an der Gegenwart und der Hoffnung an die Zukunft. Mit dem Urteil der Krise wird unterschieden zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll. Und dieses „Soll“ ist das Gegenstück: die in der Behauptung „Krise“ vorhandenen und damit gemeinsam kommunizierten Vorstellungen eines guten Lebens. „Das gute Leben“ ist damit integraler Bestandteil des Krisennarrativs, der hier der IG Milch dient, ein nachhaltiges, gesichertes, gemeinsames Leben zu entwerfen, das ihr Gegenstück zur Krise bildet.

4.3.1. Faironika

Faironika, die auffällige Kuh in rot-weiß-rot, wurde zum Markenzeichen der IG Milch (Abb. 35) – und ist doch



Abb. 35: Lebensgroßes Modell der Faironika

so viel mehr als eine gelungene Marketingstrategie²⁷. Zuerst war die rot-weiß-rote Kuh tatsächlich nur ein von einer Marketingfirma erdachtes Designelement für die Milchpackung der „A faire Milch“.

Ernst erzählt mir begeistert, wie aus der Kuh mit den österreichischen Nationalfarben mehr wurde:

„Einer hatte einen Praktikanten, der am Regentag keine Arbeit hatte. Und wir hatten schon einen Messestand auf der Rieder Messe ausgemacht als Faire Milch. Er hat dann gesagt: ‚Du, die Kuh gehört saniert, die schwarz-weiße [Plastik]Kuh, streich die jetzt so an [...], wie sie da auf der [Milch]Packung drauf ist.‘ Dann hat er die Kuh angestrichen, wir haben die Kuh genommen und auf der Messe aufgestellt. Wir haben uns nichts dabei gedacht. Das kannst du dir nicht vorstellen, wie die Leute darauf reagiert haben! Es sind tausende Fotos- und die Eltern haben gefragt: ‚Dürfen wir das Kind hinaufsetzen und ein Foto machen?‘ Also, das war – und dann habe ich gesagt: ‚Das ist unser Ding! Das ist unser Transportmittel!‘“

Ernst erkannte als geübter Unternehmer und Interessensvertreter das Potenzial der Faironika als Symbol ihrer positiven Botschaft. Die rot-weiß-rote Kuh sticht aus der Masse heraus und ruft angenehme Emotionen hervor. Sie sollte zum Sinnbild ihrer Bemühungen werden. Rückblickend meint Ernst:

„Die ganzen Milchbauernorganisationen – EMB, IG Milch – gäbe es nicht, wenn wir nicht die Faire Milch hätten, die Faironika als Transportmittel. Weil, wenn du immer nur jammerst und immer nur von einem besseren Milchpreis redest und keine einzige positive Botschaft hast und das nicht an einem Symbol festmachen kannst- Naja [er klatscht bekräftigend auf seinen Oberschenkel], das vergisst du wieder und das interessiert ja keinen Menschen mehr.“

Aus Ernsts Sicht reicht Kritik nicht aus, um Menschen langfristig für Veränderungen zu mobilisieren. Ein positiver Kontrapunkt ist notwendig, um die Motivation aufrecht zu erhalten. Auch wenn die angestrebten Ziele in der Kritik und vor allem in den Forderungen implizit vorhanden sind, hält Ernst es für notwendig, sie explizit zu formulieren und an einem greifbaren Symbol festzumachen. Diese Funktion erfüllt die Faironika für die IG Milch.

Das gilt nicht nur für Österreich, wie die internationalen Varianten der Kuh in Nationalfarben deutlich machen. Diese waren bereits im ersten Entwurf der Marketingfirma enthalten, wie Ernst betont. Auf der Homepage des European Milk Board sind viele verschiedene europäische Kühe versammelt (Abb. 36).

²⁷ Die Strategie war so gut gelungen, dass die IG Milch den Staatspreis Marketing 2006 erhielt (Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2007).



Abb. 36: Internationale Varianten der Faironika



Abb. 37: Logo der fairen Milch in Burkina Faso

Faironika macht ein alternatives Modell der Milchwirtschaft für andere Staaten übertragbar – selbst über Europas Grenzen hinaus, wie „Fairfaso“ für Burkina Faso zeigt (Abb. 37).

„Fairness“ ist der Schlüsselbegriff für die positive Botschaft der IG Milch: Fair soll der Milchpreis sein, die Konditionen der Molke-reien, die Produktion und das System, in dem Milch produziert wird. Bauern und Bäuerinnen

sollen sich fair verhalten, es muss mehr Fairness gegenüber kleinen und extensiven Betrieben geben, KonsumentInnen können ihren Beitrag leisten, indem sie die teurere „A faire Milch“ kaufen. Marke und Symbol der IG Milch ist die rot-weiß-rote Kuh namens „Faironika“.

Die Faironika macht Fairness anfassbar. Sie ist ein „klebriges“ Objekt, dem bestimmte Emotionen durch jahrelange Wiederholung anhaften. Die Objekte „Zukunft“, „Fairness“ und „IG Milch“ wurden so eng mit der Kuh verbunden, dass sie inzwischen mitgemeint sind, sobald die rot-weiß-rote Kuh auftritt (vgl. Ahmed 2014, 92). Sie ist materialisierte Zukunftsimagination, zum Gegenstand gewordene Hoffnung, die mitgetragen und aufgestellt werden kann. Sie ist politische Aussage, Aufforderung zum Handeln an EntscheidungsträgerInnen und Einladung zur Identifikation (vgl. Ahmed 2014, 12).

Die Faironika macht deutlich, dass mit der Fairness alles steht und fällt. Fairness ist die zentrale Voraussetzung für das gute Leben, sie ist definitorisches Merkmal des guten Lebens und das Ziel des guten Lebens. Nach dem Verständnis der IG Milch *ist* Fairness das gute Leben. Fairness ist ihre Version, ihre Vorstellung davon, was anderweitig unter dem Konzept „das gute Leben“ verstanden wird.

In den folgenden Kapiteln werde ich auf zentrale Aspekte in diesem Verständnis von Fairness als das gute Leben eingehen und sie mit anderen Konzepten des guten Lebens in Verbindung setzen.

4.3.2. Immer fair statt immer mehr

„Immer fair statt immer mehr“ lautet die Forderung, die auf dem Banner steht, das am unteren Rand der Bühne des Milchfests angebracht ist (Abb. 39 und Abb. 38). Mithilfe vieler Vorschläge und Appelle verlangt die IG Milch eine nachhaltige Reduktion der Milchproduktion statt des beständigen Ausbaus der Produktion. Die Bauern und Bäuerinnen der IG Milch haben die Vorgabe „Wachse oder Weiche“ satt, denn sie wollen weder das eine noch das andere. Sie wollen eine nachhaltige Milchwirtschaft, die von Fairness statt von Wettbewerb und Wachstumszwang geprägt ist.

Doch was bedeutet es, in einem kapitalistischen Produktionssystem ein Ende des Wachstums zu fordern? Und kann es das gute Leben ohne Wachstum überhaupt geben? Die beiden zum Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien gehörenden Wissenschaftler Hartmut Rosa und Christoph Henning erklären in ihrer Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband „The Good Life Beyond Growth: New Perspectives“, dass ein gutes Leben im Allgemeinen als von ökonomischem Wachstum abhängig verstanden wird (2017, 2). Zunächst erklären sie,



Abb. 39: Mobiles Podium der IG Milch mit Banner (Text unvollständig abgebildet)

dass das definitorische Merkmal der „modernen Gesellschaft“²⁸ zu sein scheint, dass sie sich nur durch kontinuierliches Wachstum selbst erhalten kann (Rosa und Henning 2017, 2). Dies gilt, so die Autoren, nicht nur für die kapitalistische Produktionsweise, sondern für alle Lebensbereiche, inklusive Wissenschaft, Kunst und Politik. Während ökonomisches Wachstum seine eigenen Bedingungen untergräbt, sowohl sozial als auch die Umwelt betreffend, halten nach wie vor viele daran fest,



Abb. 38: Banner (fehlender Text)

²⁸Henning und Rosa wählen den Begriff „modern society“, um genau diesen Aspekt hervorzuheben: „The defining feature of a modern society (or, in fact, a modern institution) seems to be that it can only stabilise itself dynamically.“ (2017, 2) Dynamische Stabilisation – Stabilität setzt kontinuierliches Wachstum voraus – ist zwar der zentrale Motor der kapitalistischen Produktionsweise, reicht aber einerseits weit über die ökonomische Sphäre hinaus und ist andererseits auch ein Merkmal anderer Produktionsweisen (Rosa und Henning 2017, 3, 12: Fn 4). Daher eignet sich die Bezeichnung „kapitalistische Gesellschaft“ nicht. Um das Gegenteil einer modernen Gesellschaft zu bezeichnen, wählen die Autoren die Formulierung „non-modern social formations“ (Rosa und Henning 2017, 4f).

dass ein gutes Leben nur mit Wachstum möglich ist (Rosa und Henning 2017, 5). Rosa und Henning führen aus, dass diese Verschränkung von gutem Leben und Wachstum jedoch historisch gesehen nicht die Regel ist, sondern die Ausnahme bildet. Erst durch die industrielle Revolution des 18. Jahrhunderts erlangte ökonomisches Wachstum die zentrale Bedeutung, die es in modernen Gesellschaften einnimmt (2017, 5). Dass sich dies wieder ändern wird und muss, liegt nach den Autoren daran, dass Wachstum heute nicht mehr die kontinuierliche Verbesserung des Wohlergehens garantieren kann, wie es das für bisherige Generationen im „Westen“ tat (Rosa und Henning 2017, 6). Außerdem gibt es Anzeichen, dass große Teile der Bevölkerung nicht länger ökonomisches Wachstum brauchen, um glücklicher zu werden, da sich sowohl subjektives Wohlergehen als auch standardisiert messbare Lebensqualität ab einem bestimmten Schwellenwert von ökonomischem Wachstum entkoppeln (Rosa und Henning 2017, 6f). Wachstum, so Henning und Rosa, wird aufgrund von Ressourcenknappheit sowie sinkender globaler Absorptionskapazität nicht mehr lange möglich sein (2017, 7). Daher kommen sie zu dem Schluss, dass sowohl Vorstellungen des guten Lebens als auch die strukturellen Bedingungen, die Wachstum für den Erhalt des Status Quo notwendig machen, überdacht werden müssen (Rosa und Henning 2017, 7).

Es ist also kein Widerspruch, dass die IG Milch sowohl das gute Leben als auch ein Ende des Wachstums einfordert – auch wenn das viele noch so sehen mögen. Im Gegenteil, Nachhaltigkeit erfordert ein Ende des Wachstums, wie der Soziologe und Umweltschützer Ashish Kothari betont (2017). Elemente einer Alternative findet er „in Tausenden von Basisinitiativen, Widerstandskämpfen und Bewegungen für sozialen Wandel rund um die Welt“ (Kothari 2017, 252). Der Sozialwissenschaftler Thomas Fatheuer beschreibt in einer Publikation der Heinrich-Böll-Stiftung das Konzept des Buen Vivir als eine solche Alternative zum Wachstumszwang (2011).

Buen Vivir ist ein Konzept, das lateinamerikanische Intellektuelle aus der andinen, indigenen Tradition entwickelten in Abgrenzung zu ihrer kolonialen Geschichte und dem „westlichen“ Verständnis, dass Entwicklung²⁹ (und damit Wachstum) Grundvoraussetzung für Lebensqualität sei (Altmann 2013, 63; Fatheuer 2011, 14f). Alberto Acosta,

²⁹Das Buen Vivir wurde im Rahmen der Kritik an Entwicklung und Entwicklungspolitik explizit als Alternative zum Konzept der Entwicklung formuliert: „In some indigenous forms of knowledge there is no idea analogous to ‘development’, and in many cases the concept itself is rejected. There is no conception of a linear process of life based on a before and an after: e.g., underdevelopment and develop-

ein Wirtschaftswissenschaftler und Politiker, der dafür mitverantwortlich war, Buen Vivir in die ecuadorianische Verfassung aufzunehmen, versteht Buen Vivir als Teil eines umfassenden emanzipatorischen Prozesses mit dem Ziel, das kapitalistische System von innen heraus zu überwinden (2017, 34). Er ist überzeugt, dass der Ausgangspunkt, um die nötigen Bedingungen für das gute Leben zu schaffen, an der Basis der Gesellschaft liegt: Soziale Bewegungen und neue, politische Parteien, die in ihren jeweiligen Gesellschaften verwurzelt sind, sind an der richtigen Stelle, um durch transformatives politisches Handeln Lösungen für die Probleme und Anforderungen des Alltags zu schaffen – wobei globale Implikationen nicht ignoriert werden dürfen (Acosta 2017, 36). Es ist genau diese Art von transformativem politischen Handeln, das auch globale Auswirkungen berücksichtigt, das die IG Milch versucht umzusetzen – als eine aus ihrem gesellschaftlichen Umfeld heraus gewachsene, soziale Bewegung. Insofern gehören ihre Bemühungen für ein gutes Leben österreichischer Milchbauern und -bäuerinnen genauso zu den emanzipatorischen Prozessen, die den Kapitalismus überwinden wollen, wie die Bemühungen indigener, lateinamerikanischer Bewegungen für das Buen Vivir. Ihnen ist gemeinsam, dass sie den Zwang zum Wachstum ablehnen, stattdessen auf Nachhaltigkeit setzen und Alternativen entwickeln. Wie diese Alternativen aussehen, also was Buen Vivir und das gute Leben, wie es die IG Milch anstrebt, inhaltlich ausmacht und was Nachhaltigkeit sozial und ökologisch umfasst, ist Gegenstand der nächsten beiden Kapitel.

„Immer fair statt immer mehr“ bedeutet Nachhaltigkeit statt Wachstumszwang. Nachhaltigkeit ist Fairness gegenüber Menschen und Umwelt. Sie stellt ein zentrales Element dessen dar, was die IG Milch unter einem guten Leben versteht, und bildet das Gegenstück zu ihrer Kritik an einem System, das Ungleichheiten aufrechterhält und verschärft.

ment, a dichotomy across which people and countries should move in order to achieve well-being, as it is usually interpreted in the West.“ (Acosta 2017, 33f)

4.3.3. 100% Zukunft



Abb. 40: Fahrendesign der IG Milch

Für die IG Milch ist eine ökonomisch gesicherte Zukunft integraler Bestandteil des guten Lebens (Abb. 40). Voraussetzung für eine gesicherte Zukunft ist eine gesicherte Gegenwart, nicht nur aus der Sicht der IG Milch. Auch beim Buen Vivir geht es darum, ein gutes Leben in der Gegenwart zu schaffen, um die

Zukunft sicherzustellen – sowohl für die Indigenen der Anden als auch den Rest der Welt (Altmann 2013, 64; Acosta 2017, 37).

Wie bereits erwähnt, entstammt Buen Vivir andiner, indigener Tradition und in diesem Kontext muss es auch verstanden werden. Auch wenn ich es hier als relativ einheitliches Konzept behandle, sollte prinzipiell mitgedacht werden, dass das Buen Vivir in unterschiedlichen Kontexten wächst und durch beachtliche Komplexität und Pluralität gekennzeichnet ist, wie Fatheuer betont (2011, 20). Allgemein gilt, dass sich Buen Vivir nicht auf die Idee des individuellen guten Lebens bezieht, sondern nur im sozialen Zusammenhang denkbar ist und die Harmonie mit der Natur anstrebt (Fatheuer 2011, 20). Acosta hebt hervor, dass Buen Vivir statt als singuläre, homogene Idee generell im Plural verstanden werden sollte, also als „Wege des guten Zusammenlebens“ (2017, 32). Er verweist auf mehrere, dem Buen Vivir inhaltlich verwandte Konzepte aus diversen Regionen der Welt um zu unterstreichen, dass gutes Zusammenleben verschiedene Namen haben und in unterschiedlichen Varianten auftreten kann (Acosta 2017, 33). Es ist dynamisch zu verstehen, d.h. als beständig in Aufbau und Reproduktion, und muss, da es einen holistischen Ansatz darstellt, mehrere Elemente umfassen wie Wissen, ethisches Verhalten, eine spirituelle Haltung gegenüber der Umwelt, Werte oder Zukunftsansichten (Acosta 2017, 34). Buen Vivir, so Acosta, ist eine zentrale Kategorie der Lebensphilosophie indigener Gesellschaften und muss als würdevolles Leben für die Gemeinschaft jetzt sichergestellt werden, statt als Versprechen für morgen (2017, 34).

Auch in Narotzky und Besniers Artikel, in dem sie Ökonomie anhand der Begriffe „Krise“, „Wert“ und „Hoffnung“ neu denken (2014), bedingt das Erleben der Gegenwart

die Gestaltung der Zukunft. Die beiden AutorInnen verstehen das eigene Wohlergehen („well-being“ im Original) sowie das zukünftiger Generationen als das Ziel wirtschaftlichen Handelns „gewöhnlicher Leute“ (Narotzky und Besnier 2014, S4).³⁰ Sie definieren Wohlergehen als die Erfüllung sozial vernünftiger Erwartungen an materiellen und emotionalen Komfort, wobei diese Erwartungen abhängig sind vom Zugang zu den verschiedenen, dafür notwendigen Ressourcen (Narotzky und Besnier 2014, S4). Ist der Zugang zu den Ressourcen beschränkt oder nicht vorhanden, erleben Menschen dies als materielle Unsicherheit in ihrem Alltag. Diese Unsicherheit wirkt sich auf die genannten, sozial vernünftigen Erwartungen aus, beeinträchtigt Hoffnung und schränkt Zukunftsimaginationen ein (Narotzky und Besnier 2014, S11). Das heißt im Umkehrschluss, je sicherer Menschen ihre Gegenwart erleben, umso größer sind ihre Möglichkeiten, ihre Zukunft zu gestalten.

Es gibt viele unterschiedliche Vorstellungen eines guten Lebens. Das Buen Vivir setzt die Schwerpunkte auf ein gutes Zusammenleben und Naturrechte. Die Aufnahme in die ecuadorianische und bolivianische Verfassung erhebt das gute Leben zu einem Recht. Narotzky und Besnier verstehen unter dem guten Leben menschliches Wohlergehen, das an materiellen und emotionalen Komfort im Rahmen sozial vernünftiger Erwartungen gebunden ist. Für die IG Milch steht eine gesicherte Zukunft im Zentrum ihres Einsatzes für ein gutes Leben. Während auch Menschen, die nicht Milchbauern oder -bäuerinnen sind, ein gutes Leben führen können, gehört es zur Vorstellung der IG Milch von einem guten Leben, Milchbauer und -bäuerin bleiben zu können. Solange dies ein Zukunftstraum bleibt statt gegenwärtige Realität, solange herrscht die „Milchkrise“. Die IG Milch bemüht sich um Autonomie und finanzielle Sicherheit, die ein Leben in Würde und Zufriedenheit ermöglichen sollen. Eine gesicherte Zukunft ist ihnen wichtiger als eine kurzfristige finanzielle Unterstützung. Sie streben ein Umdenken in Gesellschaft, Politik und (Milch)Wirtschaft an, damit sie kleine Milchbauern und -bäuerinnen *bleiben* können, statt wachsen zu müssen. Für die IG Milch ist ein lebenswertes Leben eines, das Zukunft hat und eine Zukunft hat es, wenn die Gegenwart fair ist (vgl. Abb. 40).

³⁰Nach den Anthropologen Hann und Hart geht es in der ökonomischen Anthropologie prinzipiell um Menschen und deren Wohlergehen (vgl. 2011, x, 8f).

4.3.4. 100% fair für alle

Es ist nicht fair, solange es nicht *für alle* fair ist. Dass sich der Einsatz der IG Milch nicht auf ihre Mitglieder beschränkt, wurde in meinen bisherigen Ausführungen überdeutlich. Ihr Ziel ist „100% fair für alle“ (Abb. 41). Mit „für alle“ sind zwar in erster Linie die Mit-



Abb. 41: Plakat der IG Milch

menschen gemeint, doch werden in den Bemühungen der IG Milch um ein gutes Leben für alle auch die Tiere und die (übrige) Natur mitbedacht.

Beim Buen Vivir steht die Harmonie zwischen Menschen untereinander und zwischen Menschen und Natur im Mittelpunkt (Fatheuer 2011, 20). Die Grundidee der Relationalität und Komplementarität aller Lebewesen eint, so Acosta, das Buen Vivir mit anderen Konzepten des guten Lebens weltweit (2017, 33).

Diese Grundidee lebt von den Vorstellungen von Solidarität und reziprokem Wirtschaften (Acosta 2017, 33). Fatheuer hebt hervor, dass es beim Buen Vivir nicht darum geht „mehr zu haben“, also ökonomisch zu wachsen und materielle Güter zu akkumulieren, wie das oft bei der Idee des Wohlstands der Fall ist, sondern einen Gleichgewichtszustand herzustellen und zu erhalten (2011, 16f). Der Soziologe Philipp Altmann ergänzt, dass eine auf den Prinzipien des Buen Vivir aufbauende Wirtschaft im Dienst der Gesellschaft stehen und daher nicht an Profit sondern an menschlichem Wohlergehen orientiert sein muss (2013, 66). Acosta zufolge fordert Buen Vivir zu einem Leben der Selbstversorgung und Selbstverwaltung auf und setzt eine Stärkung grundlegender demokratischer Werte wie Freiheit, Gleichheit, Solidarität und Fairness („equity“ im Original) voraus (2017, 36). Kothari ergänzt weitere Werte wie Inklusivität, Diversität, kollektive Arbeit und Reziprozität, Resilienz, Einfachheit und Genügsamkeit sowie die Rechte der Natur (2017, 259). Diese, so Kothari, hat das Buen Vivir mit anderen alternativen Weltanschauungen gemeinsam, zu welchen er auch Solidaritätsbewegungen

und Wachstumskritik („degrowth“ im Original) in Europa zählt (2017, 259). Beim Buen Vivir, so fasst Altmann zusammen, handelt es sich um eine Lebensweise, die sich an die Umwelt anpasst und dabei immer auf der lokalen Gemeinschaft und deren Autonomie basiert (2013, 64).

Dem „abendländischen Naturverständnis“, das vom Gegensatz von Natur und Menschen geprägt ist und Natur als „ausbeutbare Mine“ versteht, wie Fatheuer es formuliert, wird im „biozentrischen Weltbild“ des Buen Vivir die „Einheit des Lebens“ entgegengesetzt (2011, 23f). Dieses Naturverständnis wurde auch in die Politik eingebracht – in Ecuador sowie in Bolivien bekam die Natur den Status eines Rechtssubjekts (Fatheuer 2011, 23). In diesem Kontext ist das Recht der Natur auf Regeneration der Schlüsselbegriff (Fatheuer 2011, 17).

Acosta plädiert dafür, auch in anderen Staaten und nicht-andinen Kontexten Natur nicht mehr als Masse auszunutzender Ressourcen zu betrachten, und drängt, Natur zu entkommerzialisieren (2017, 35). Kothari hält es für unabdingbar, ökologische Grenzen zu verstehen und zu akzeptieren, zerstörte Landschaften wiederherzustellen, zu schützen, was von Ökosystemen übrig ist, das Recht der restlichen Natur zu gedeihen zu respektieren und Synergien zwischen ökologischer Resilienz und menschlichem Wohlergehen zu finden (2017, 257). Er tritt dafür ein, „die inhärenten Rechte der Natur und ihrer Arten“ offiziell anzuerkennen und in die Gesetzgebung aufzunehmen (Kothari 2017, 257). Kothari wie Acostas Absicht ist es, die grundlegenden Umweltbedingungen sicherzustellen, die ein Leben auf der Erde ermöglichen (Kothari 2017, 257). Denn „life either is dignified for all beings or is not dignified at all“ (Acosta 2017, 35).

Das Ziel der Harmonie unter den Menschen fand mit dem Buen Vivir ebenfalls Eingang in die Verfassungen Ecuadors und Boliviens – sie definierten sich neu als plurinationale Staaten (Fatheuer 2011, 14). Das neue Selbstverständnis schließt sowohl indigene als auch nicht-indigene Gruppen explizit ein (Fatheuer 2011, 21). Dieses „fundamentale Bekenntnis zur Pluralität“ denkt das anzestrale Buen Vivir weiter, so Fatheuer, denn es geht nicht um eine „Rückkehr zum traditionellen Denken“, sondern um ein gutes Leben für alle im Hier und Jetzt (2011, 21).

Auch aus der Sicht der IG Milch ist ein gutes Leben nur gemeinsam möglich – gemeinsam mit den Milchbauern und -bäuerinnen in Burkina Faso, Indien und dem Rest der

Welt, gemeinsam mit den KonsumentInnen, den MilchverarbeiterInnen und der übrigen Gesellschaft, gemeinsam mit den Milchkühen, den Weiden, dem Wasser und dem Boden. Darum denken und handeln Ernst und seine MitstreiterInnen bei der IG Milch solidarisch und fürsorglich und fordern „100% fair für alle“.

4.4. Krisennarrative erforschen

Im Rahmen der Forschungschronologie schilderte ich meine anfänglichen Schwierigkeiten, die Milchkrise anthropologisch zu erforschen. Vieles wurde klarer und verständlicher, als ich aufhörte „Krise“ als empirisch beobachtbares Phänomen – als Ding-an-sich – und als selbstverständlich zu behandeln und begann, sie als Behauptung, als Urteil und als logische Beobachtung zu betrachten (vgl. Roitman 2014).

Um zukünftige ForscherInnen und interessierte LaiInnen dabei zu unterstützen, Krisen als Behauptungen zu untersuchen und Krisennarrative in ihrer Vielschichtigkeit und ihrem jeweiligen Kontext zu analysieren, sammle ich an dieser Stelle hilfreiche Fragen. Ich leite sie aus meiner eigenen Forschung und Analyse zur Milchkrise ab und formuliere sie so, dass sie allgemeiner anwendbar sind. Ich erhebe keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern begrüße Ergänzungen sowie Überarbeitungen und Weiterentwicklung meiner Erkenntnisse. Mein Fragenkatalog zielt darauf ab, soziale Ungleichheiten, Machtverhältnisse, die Wirksamkeit von Emotionen sowie die jeweiligen Vorstellungen zu einem lebenswerten Leben sichtbar zu machen und neben den typischen Fragen „Was läuft falsch?“ und „Wer ist schuld?“ ebenfalls in die Analyse einer „Krise“ miteinzubeziehen.

Grundlegende Fragen, die sich auf die Kontexte der Krisenbehauptung beziehen:

Zeit und Imagination:

- Welches Zeitverständnis herrscht in dem Kontext vor, in dem „Krise“ behauptet wird? Wenn es kein lineares ist und „Krise“ nicht die Zäsur zwischen Gegenwart und Zukunft darstellt, welche Unterscheidung trifft diese Behauptung dann? Was bedeutet „Krise“ in diesem Kontext?

Politik:

- Wie sieht der politische Kontext aus, in dem „Krise“ behauptet wird (Regierungsform, nationalstaatlicher Kontext, politökonomische Geschichte...)?

- Aus welcher Position wird „Krise“ behauptet (aus einer marginalisierten Position, aus einer Mehrheitsposition, aus einer politischen/ ökonomischen Machtposition...)?

Emotionen:

- Welche „klebrigen“ Objekte kommen zum Einsatz? Welche Assoziationen werden bewusst angeklebt? Welche Emotionen werden dadurch hervorgerufen?
- Welche Skripte dominieren? Wer wird darüber wozu eingeladen?

Welche weiteren kontextuellen Aspekte sind notwendig, um die Krisenbehauptung verstehen zu können?

Fragen zum Bestandteil „Urteil“ des Krisennarrativs:

- Wer kritisiert? Wie stellen sich die Kritisierenden dar (Selbstbild/ Fremdbild)? Was haben sie gemeinsam und was unterscheidet sie?
- Mit welcher Autorität wird „Krise“ behauptet?
- An welches Publikum wird die Behauptung „Krise“ gerichtet?
- Wer hat das Recht oder die Möglichkeit, Krise zu behaupten, und wer nicht? Wem wird es abgesprochen? Wer wird nicht gehört?
- Wer hat die Möglichkeit, die Krise zu ignorieren?
- Wie sehen die Grenzziehungen zwischen den Lagern derer, die Krise behaupten, sowie derer, die sie ignorieren, aus? Gibt es weitere Lager? Wer wird ein-, wer ausgeschlossen (z.B. rhetorisch)?
- Wodurch unterscheiden sich die Gruppen? Was haben sie gemeinsam? Wie sehen die Machtverhältnisse zwischen ihnen aus?
- Was wird kritisiert? Welche Zusammenhänge werden hergestellt?
- Welche Schuldzuweisungen werden von wem an wen vorgebracht? Welche werden vermieden? Welche Auswirkungen haben diese Schuldzuweisungen (nicht)?
- Wer/ was wird durch die Krise bedroht? Wie geschieht die Bedrohung?
- Wer leidet unter der Krise? Wer profitiert an der Krise? Wie sehen die Unterschiede innerhalb und zwischen diesen Gruppen gemäß sozialer Kategorien, bzw. Diskriminierungsachsen (Alter, Geschlecht, Ethnizität, Klasse, Bildung, Einkommen, Staats-, Religionszugehörigkeit etc.) aus?
- Welche Werte werden anhand des Krisenurteils verhandelt?

Fragen zum Bestandteil „Veränderung“ des Krisennarrativs:

- Was wird gefordert? Von wem?
- Wie werden die Forderungen begründet?
- Wer soll die Forderungen umsetzen?
- Wie werden Forderungen selbst umgesetzt?
- Was passiert, wenn Forderungen nicht umgesetzt werden?
- Von wem gibt es Widerstand gegen die Forderungen? Wie sieht dieser Widerstand aus?
- Welche Lösungsvorschläge oder Innovationen werden entwickelt? Von wem?
- Wer soll mobilisiert werden?
- Wer wird von wem unterstützt? Wer *sollte* laut Krisennarrativ unterstützt werden?

Fragen zum Bestandteil „Das gute Leben“ des Krisennarrativs:

- Um wessen Zukunft geht es? Auf wessen Kosten?
- Wie sehen die Idealvorstellungen für die Zukunft aus?
- Auf welchen Werten basieren sie?
- Was gehört zu wessen Vorstellungen eines guten Lebens?
- Wie wird um sie gekämpft/ geworben?

5. Konklusion: Was „Krise“ für die IG Milch tut

„Krise“ ist eine Behauptung, die von einer bestimmten Position aus aufgestellt wird, um etwas zu erreichen. Die IG Milch hat etwas davon, dass sie ihre schwierige Situation als „Milchkrise“ bezeichnet, weil die Behauptung „Krise“ zusätzliche Informationen kommuniziert. Die Behauptung „Krise“ bewertet die Situation, sie trifft ein Urteil. Sie stellt eine Zäsur dar, denn sie macht deutlich, dass es nicht so ist, wie es sein soll, und fordert mit allem Nachdruck Veränderung. Gleichzeitig öffnet die Behauptung „Krise“ den Raum für die Verhandlung der Zukunft: Wenn es nicht so sein soll, wie es jetzt ist, wie soll es dann sein?

Um die Behauptung „Krise“ und das damit verbundene Narrativ (oder die Narrative) zu verstehen, muss deren Kontext ebenfalls untersucht werden. In meiner Forschung zur Milchkrise habe ich drei kontextuelle Aspekte als entscheidend identifiziert. „Krise“ setzt ein lineares Zeitverständnis voraus, um den Unterschied zwischen Gegenwart und Zukunft sowie die Notwendigkeit einer Veränderung kommunizieren zu können. „Krise“ wirkt emotional: Mit der Krisenbehauptung werden emotional behaftete Objekte wie die Zukunft verhandelt. Diese Verhandlungsprozesse sind emotionale Prozesse, die Menschen miteinander verbinden oder mobilisieren können. „Krise“ ist politisch – soziale Ungleichheiten, Machtgefälle und Wertedebatten beeinflussen Krisenbehauptung und -narrativ und deren Interpretation stellt einen politischen Prozess dar.

Anhand der Bestandteile des Krisennarrativs – Urteil, Veränderung und das gute Leben – habe ich in den letzten Kapiteln gezeigt, was die Krisenbehauptung für die IG Milch tut. Die IG Milch behauptet die Milchkrise aus einer marginalisierten Position und als Kritik am dominanten Regime. Dies wirkt sich auf die Art des Nutzens aus, den die Krisenbehauptung für sie generiert.

Unter „Urteil“ geht es um die Kritik am Ist-Zustand und um deren Differenziertheit gerecht zu werden, gliedere ich diese Kritik in Unterpunkte auf. Die Erklärungen zur „Krise“ weisen auf einen politischen Konflikt hin: Während die IG Milch und die kleinen, österreichischen Milchbauern und -bäuerinnen, für die sie spricht, systematisch benachteiligt werden, gibt es andere, die an der Situation – der „Krise“ – profitieren. Gleichzeitig sind die ProfiteurInnen diejenigen, die über die Instrumente verfügen würden, die Rahmenbedingungen zu verändern. Eine Betrachtung der Charakteristika des Lebens in der Krise macht die Unsicherheit, Abhängigkeit und Marginalisierung der

Betroffenen sowie das Leid, das daraus für sie entsteht, sichtbar. Das Ringen um Autorität zeigt auf, dass mit der Behauptung „Krise“ Werte, Moral und das Recht auf Zukunft verhandelt werden.

Das Urteil „Krise“ kommuniziert, dass Veränderung notwendig ist. Diese kann gefordert, geschaffen und durch Allianzen unterstützt werden. Die Forderungen der IG Milch machen aus der Krisenbehauptung eine Plattform für Lösungsvorschläge. Die Neuerungen, die die IG Milch bereits umsetzt(e), zeigen die vorhandenen Möglichkeiten zur Veränderung sowie deren Begrenzungen auf. Einige Ziele selbst umsetzen zu können, macht aus der „Krise“ auch einen Ort der Hoffnung. Weil die IG Milch in ihren Bemühungen Unterstützung braucht, dient die Krisenbehauptung auch zur Mobilisierung nicht betroffener Personen und Organisationen.

Die Zukunft, die anhand der Krisenbehauptung verhandelt wird, ist gleichzeitig das Ziel der Anstrengungen der IG Milch: das gute Leben. Wie dieses gute Leben aussehen soll, wird nicht so explizit und differenziert kommuniziert wie ihre Kritik oder Veränderungswünsche, ist aber implizit in diesen vorhanden. Außerdem stehen das Markenzeichen der IG Milch – die rot-weiß-rote Kuh Faironika – und der Schlüsselbegriff „Fairness“ für die Vorstellung der IG Milch von einem guten Leben. Die Krisenbehauptung enthält in ihrem Narrativ mit dem guten Leben den Gegenentwurf zur „Krise“ – das „Soll“ zum „Ist“. Zu den zentralen Merkmalen eines fairen, guten Lebens gehören nach der IG Milch Nachhaltigkeit statt Wachstumszwang sowie eine ökonomisch abgesicherte Gegenwart mit einer sicheren Zukunft, wobei dies nur gemeinsam möglich ist. Ein gutes Leben gibt es nur für alle oder für niemanden.

Es wird deutlich, dass die „Milchkrise“ vieles für die IG Milch tut, ihr Nutzen also vielfältig ist. Die Krisenbehauptung mit ihrem Narrativ macht Ungleichheiten und Leid sichtbar, sie mobilisiert, an ihr wird das Recht auf Zukunft verhandelt und sie macht neue Lösungen und alternative Zukünfte erst möglich. „Krise“ zu behaupten, ist eine politische wie emotionale Vorgehensweise, die ein Urteil über eine Situation trifft und Werte und Moral verhandelt mit dem Ziel, die imaginierte, alternative Zukunft zu verwirklichen. Die „Milchkrise“ ist damit sowohl ein Werkzeug, das die IG Milch einsetzt, als auch der Rahmen, der ihre verschiedenen Bemühungen logisch zueinander in Beziehung setzt.

Ich hoffe, dass SozialwissenschaftlerInnen meine Krisentheorie nutzen, um andere „Krisen“ zu hinterfragen und zu untersuchen. Denn erst weitere Forschung wird zeigen,

ob sie allgemein anwendbar ist. Ich habe in meinen Fragenkatalog Überlegungen zu verschiedenen Szenarien miteinbezogen, um die Begrenzungen, die sich aus meinem konkreten Beispiel ergeben, zu überwinden, soweit sie mir bewusst waren. Eine Überprüfung durch empirische Forschung ist jedoch unabdingbar. Interessant wäre auch zu sehen, ob die Erforschung anderer „Krisen“ ähnliche oder andere Antworten auf die Frage nach ihrem Nutzen ergäbe und ob mögliche Unterschiede mit der Position erklärt werden können, aus der die „Krise“ behauptet wird, oder es notwendig machen, weitere (z.B. kontextuelle) Aspekte zu berücksichtigen. Besonders spannend fände ich – und hier greife ich den Dingen weit vor –, in einer Metastudie die Untersuchungen zum Nutzen an verschiedenen Krisenbehauptungen innerhalb einer Gesellschaft zu vergleichen, um zu sehen, ob und welche Erkenntnisse über die Gesellschaft selbst daraus gezogen werden können. Was sagt die Verwendung von Krisenbehauptungen über die politischen Verhältnisse oder sozialen Ungleichheiten in dieser Gesellschaft aus? Inwiefern sind die unterschiedlichen Vorstellungen zu einem guten Leben kompatibel und welche Auswirkung hat diese (In)Kompatibilität auf politische Prozesse oder zukünftige Entwicklungen in dieser Gesellschaft?

Krisen scheinen überall zu sein. Umso wichtiger ist es, sie nicht als vermeintlich selbstverständliche Tatsachen zu akzeptieren, sondern mit den Fragen, wer sie behauptet und was sie davon haben, davor anzusetzen. Mein Modell, Krisenbehauptungen in ihren Kontexten von Zeit und Imagination, Politik und Emotionen zu verstehen und das dazugehörige Narrativ mit seinen Bestandteilen Urteil, Veränderung und Vorstellungen zum guten Leben zu erforschen, ist ein wichtiger Beitrag dazu.

6. Quellenverzeichnis

- A faire Milch. o. J. „Home: A faire Milch“. Zugegriffen 14. Juli 2020. <https://www.afairemilch.at/>.
- Acosta, Alberto. 2017. „Buen Vivir: A Proposal with Global Potential“. In *The Good Life Beyond Growth: New Perspectives*, herausgegeben von Hartmut Rosa und Christoph Henning, 1. Aufl., 29–38. London und New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315542126>.
- Agrarmarkt Austria. 2015a. „Überschussabgabe Österreich von 1997 bis 2015“. Zugegriffen 24. Oktober 2019. https://www.ama.at/getattachment/78d4d418-01d6-4945-8667-5f339c2ed795/Überschussabgabe_Osterreich_1997_2015.pdf.
- . 2015b. „Überschussabgabe der EU Mitgliedstaaten von 2003 bis 2015“. Zugegriffen 24. Oktober 2019. https://www.ama.at/getattachment/9de8a57d-4bad-40b8-a7dc-d802eb3a21e3/Überschussabgabe_EU.pdf.
- Ahmed, Sara. 2014. *The Cultural Politics of Emotion*. 2. Aufl. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Altmann, Philipp. 2013. „Good Life As a Social Movement Proposal for Natural Resource Use: The Indigenous Movement in Ecuador“. *Consilience: The Journal of Sustainable Development* 10 (1): 59–71. <https://doi.org/10.7916/D8GF0T6G>.
- Alvesson, Mats. 2009. „At-home ethnography: Struggling with closeness and closure“. In *Organizational ethnography: Studying the complexities of everyday life*, herausgegeben von Sierk Ybema, Dvora Yanow, Harry Wels und Frans Kamsteeg, 165–73. Los Angeles und London: SAGE.
- Anthes, Monika, Edgar Verheyen und Christoph Würzburger. 2016. „Milchflut: Melken bis zum Ruin“. SWR. 44 min.
- Arantes, Lydia Maria. 2014. „Kulturanthropologie und Wahrnehmung: Zur Sinnlichkeit in Feld und Forschung“. In *Ethnographien der Sinne: Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen*, herausgegeben von Lydia Maria Arantes, Elisa Rieger und Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, 23–38. Edition Kulturwissenschaft 45. Bielefeld: transcript.
- Auer, Franz Josef. 2016. „Landeskontrollverband Tirol – Leistungskontrolle und Service. Wichtige Kennzahlen aus dem Jahresbericht“. *Landwirtschaftliche Blätter* 1 (Jänner): 14.
- Barrios, Roberto E. 2017. „What Does Catastrophe Reveal for Whom? The Anthropology of Crises and Disasters at the Onset of the Anthropocene“. *Annual Review of Anthropology* 46 (1): 151–66. <https://doi.org/10.1146/annurev-anthro-102116-041635>.
- Barthauer, Raisa. 2012. „Vom Alltag mit Kühen“. In *Kuh – Milch – Geschichten aus der Lüneburger Heide*, herausgegeben von Karin Bürkert, 45–55. Göttinger kulturwissenschaftliche Studien 7. Göttingen: Schmerse Media.
- Beck, Stefan und Michi Knecht. 2016. „Crisis“ in Social Anthropology: Rethinking a Missing Concept“. In *The Handbook of International Crisis Communication Research*, herausgegeben von Andreas Schwarz, Matthew W. Seeger und Claudia Auer, 56–65. Hoboken, NJ: John Wiley & Sons. <https://doi.org/10.1002/9781118516812.ch6>.
- Becker, Heike, Emile Boonzaier und Joy Owen. 2005. „Fieldwork in Shared Spaces: Positionality, Power and Ethics of Citizen Anthropologists in Southern Africa“. *Anthropology Southern Africa* 28 (3–4): 123–32. <https://doi.org/10.1080/23323256.2005.11499922>.

- BEIGEWUM. 2015. *Politische Ökonomie Österreichs: Kontinuitäten und Veränderungen seit dem EU-Beitritt*. Wien: Mandelbaum Verlag.
- Bernstein, Henry, Harriet Friedmann, Jan Douwe van der Ploeg, Teodor Shanin und Ben White. 2018. „Forum: Fifty Years of Debate on Peasantries, 1966–2016“. *The Journal of Peasant Studies* 45 (4): 689–714. <https://doi.org/10.1080/03066150.2018.1439932>.
- Bruckmüller, Ernst, Ernst Hanisch und Roman Sandgruber, Herausgeber. 2003. *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert: Regionen, Betriebe, Menschen*. Wien: Ueberreuter.
- Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. 2017a. „Tab_2017_2020202_Vieh_Struktur_der_Betriebe.xlsx“. Zugegriffen 1. August 2018. Tabellen zum Grünen Bericht 2017. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. <https://www.agraroeconomie.at/fileadmin/tabellen/gb2017.zip>.
- . 2017b. „Tab_2017_2020206_Rinder_Struktur_Halter_u_Bestaende.xlsx“. Tabellen zum Grünen Bericht 2017. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. <https://www.agraroeconomie.at/fileadmin/tabellen/gb2017.zip>.
- . 2017c. „Tab_2017_3010003_AS_Betriebe_nach_Erwerbsarten.xlsx“. Zugegriffen 1. August 2018. Tabellen zum Grünen Bericht 2017. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. <https://www.agraroeconomie.at/fileadmin/tabellen/gb2017.zip>.
- . 2017d. „Tab_2017_3010014_INVEKOS_Benachteiligte_Gebiete.xlsx“. Zugegriffen 1. August 2018. Tabellen zum Grünen Bericht 2017. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. <https://www.agraroeconomie.at/fileadmin/tabellen/gb2017.zip>.
- . 2019. „Tab_2019_3010001_AS_Betriebe_u_Flaechen_Zeitvergleich.xlsx“. Zugegriffen 12. Februar 2020. Tabellen zum Grünen Bericht 2019. Wien: Bundesanstalt für Agrarwirtschaft. <https://www.agraroeconomie.at/fileadmin/tabellen/gb2019.zip>.
- Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft. 1979. „Grüner Bericht 1979: Bericht über die Situation der österreichischen Land- und Forstwirtschaft“. Wien: Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft. <https://gruenerbericht.at/cm4/jdownload/send/39-aeltere-gruene-berichte-vor-2000/538-gb1979-full>.
- Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft. 2015. „Grüner Bericht 2015 gemäß §9 des Landwirtschaftsgesetzes: Bericht über die Situation der österreichischen Land- und Forstwirtschaft“. 56. Auflage. Wien: Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft.
- . 2017a. „Grüner Bericht 2017: Bericht über die Situation der österreichischen Land- und Forstwirtschaft 2016“. Gemäß §9 des Landwirtschaftsgesetzes 58. Grüner Bericht. Wien: Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft.
- . 2017b. „Begriffsbestimmungen der Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft“. Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft, Abteilung II 1. <https://gruenerbericht.at/cm4/jdownload/send/6-begriffsbestimmungen/1892-begriffsbestimmungen-oktober-2017>.
- Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus. 2019a. „Neuabgrenzung benachteiligter Gebiete – LE-Projektförderung“. Zugegriffen 11. Februar 2020. https://www.bmlrt.gv.at/land/laendl_entwicklung/foerderinfo/neuabgrenzung_benachteiligte_gebiete.html.

- . 2019b. „Ausgleichszulage in Benachteiligten Gebieten (AZ)“. Zugegriffen 9. Jänner 2020. https://www.bmnt.gv.at/land/laendl_entwicklung/berggebiete-benachteiligte_gebiete/azbengeb.html.
- . 2019c. „Benachteiligte landwirtschaftliche Gebiete“. Zugegriffen 9. Jänner 2020. https://www.bmnt.gv.at/land/laendl_entwicklung/berggebiete-benachteiligte_gebiete/benachteiligte_geb.html.
- . 2019d. „Kontrolle Bio-Lebensmittel“. Zugegriffen 16. Jänner 2020. <https://www.bmnt.gv.at/land/bio-lw/bedeutung/Biokontrolle.html>.
- Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit. 2007. „BMWA: Staatspreis Marketing 2006 für die faire Milch“. OTS.at. Zugegriffen 21. September 2020. https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20070509_OTS0199/bmwa-staatspreis-marketing-2006-fuer-die-faire-milch.
- Chakraborty, Rahul. 2017. „A Short note on Accent–bias, Social Identity and Ethnocentrism“. *Advances in Language and Literary Studies* 8 (4): 57. <https://doi.org/10.7575/aiac.alls.v.8n.4p.57>.
- Dittmann, Frank. 1999. „Vom ‚Strippen‘, Saugen und Drücken: Zur Geschichte des maschinellen Melkens“. *Technikgeschichte* 66 (4): 259–75.
- Dudenredaktion. o.J. „Krise, die“. Zugegriffen 1. Juli 2019. Duden online. <https://www.duden.de/node/84566/revision/84602>.
- Emerson, Robert M., Rachel I. Fretz und Linda L. Shaw. 2011. *Writing ethnographic fieldnotes*. 2. Aufl. Chicago guides to writing, editing and publishing. Chicago: The University of Chicago Press.
- European Milk Board. 2019. „Internationale Faire Milch Konferenz: Von Europa bis Afrika“. Zugegriffen 8. September 2020. <http://www.europeanmilkboard.org/de/special-content/news/news-details/browse/5/article/international-fair-milk-conference-from-europe-to-africa.html>.
- Eurostat. 2020. „Ökologische Anbaufläche nach landwirtschaftlichen Produktionsmethoden und Kulturen (ab 2012)“. <https://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do>.
- Fairebel - Coopérative Faircoop. 2014. „Interview Ernst Halbmayer CINEY 2014“. Hochgeladen 5. Dezember 2014. YouTube Video, 3:53 min. <https://www.youtube.com/watch?v=rReo3I6OAXE>.
- Fatheuer, Thomas. 2011. *Buen vivir: Eine kurze Einführung in Lateinamerikas neue Konzepte zum guten Leben und zu den Rechten der Natur*. Schriftenreihe Ökologie 17. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Fischer, Hans. 2003. „Dokumentation“. In *Methoden und Techniken der Feldforschung*, herausgegeben von Bettina Beer, 265–94. Ethnologische Paperbacks. Berlin: Reimer.
- Flick, Uwe. 2017. *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. 8. Auflage. Rowohlt Enzyklopädie 55694. Reinbek bei Hamburg: rowohlt enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Gallinat, Anselma. 2010. „Playing the Native Card: The Anthropologist as Informant in Eastern Germany“. In *The ethnographic self as resource: Writing memory and experience into ethnography*, herausgegeben von Peter Collins und Anselma Gallinat, 25–44. New York: Berghahn Books.
- Giles, John. 2015. „Change in the EU Dairy Sector Post Quota: More Milk, More Exports and a Changing Farmer Profile“. *EuroChoices* 14 (3): 20–25. <https://doi.org/10.1111/1746-692X.12105>.

- Globale Verantwortung. 2017. „Die unfaire Milch – Agrar- und Entwicklungspolitik im Widerspruch?“ Wien: Globale Verantwortung – Arbeitsgemeinschaft für Entwicklung und Humanitäre Hilfe.
- Gmeiner, Philipp. 2009. „Benachteiligte Gebiete“. Wien: Bundesanstalt f. Bergbauernfragen.
- Griesbacher, Eva-Maria. 2017. „Kapitel 6: Hochnachfolge und Zukunftsperspektiven bäuerlicher Familienbetriebe in Österreich“. In *Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Anja Eder, Eva-Maria Griesbacher, Sabine A Haring und Franz Höllinger, 169–94. Graz: Leykam.
- Groier, Michael. 2004. *Wachsen und Weichen: Rahmenbedingungen, Motivationen und Konsequenzen von Betriebsaufgaben in der österreichischen Landwirtschaft*. 1. Aufl. Forschungsbericht/ Bundesanstalt für Bergbauernfragen 51. Wien: Bundesanstalt f. Bergbauernfragen.
- Grünewald, Andreas. 2013. „Von der Zertifizierung der Natur und der Natur der Zertifizierung: Wie Standards die biologische Landwirtschaft in Österreich verändert haben“. Dissertation, Universität Wien.
- Gullestad, Marianne. 2008. „Overcoming the division between anthropology ‘at home’ and ‘abroad’“. Interviewt von Marianne E. Lien und Marit Melhuus. <https://www.easaonline.org/downloads/Gullestadeasa.pdf>.
- Hanisch, Ernst. 2002. „Die Politik und die Landwirtschaft“. In *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert: Politik. Gesellschaft. Wirtschaft*, herausgegeben von Franz Ledermüller, 15–189. Wien: Ueberreuter.
- Hann, C. M. und Keith Hart. 2011. *Economic anthropology: History, ethnography, critique*. Cambridge, UK und Malden, MA: Polity Press.
- Hauser-Schäublin, Brigitta. 2003. „Teilnehmende Beobachtung“. In *Methoden und Techniken der Feldforschung*, herausgegeben von Bettina Beer, 33–54. Ethnologische Paperbacks. Berlin: Reimer.
- Hoek, Lotte. 2014. „Sorting Things out: Organizing and Interpreting Your Data“. In *Doing Anthropological Research: A Practical Guide*, herausgegeben von Natalie Konopinski, 103-117. London und New York: Routledge, Taylor and Francis Group.
- Höhere Bundeslehr- und Forschungsanstalt für Landwirtschaft Raumberg-Gumpenstein, Herausgeber. 2006. *Bericht/ Österreichische Fachtagung für Biologische Landwirtschaft zum Thema Biogrünlandsaatgutproduktion, Biosortenwertprüfung für Ackerkulturen, Zuchtstrategien für Milchvieh im Biolandbau: 21. und 22. März 2006 an der HBLFA Raumberg-Gumpenstein*. Irdning: Höhere Bundeslehr- und Forschungsanstalt für Landwirtschaft Raumberg-Gumpenstein.
- Höhler, Julia und Andreas Hildenbrand. 2016. „Der Milchpreis in der deutschen Presse: Nur ‚Milchkrisen‘ in der Berichterstattung?“ Vortrag gehalten auf der 56. Jahrestagung der GEWISOLA „Agrar- und Ernährungswirtschaft: Regional vernetzt und global erfolgreich“, Bonn.
- Höllinger, Franz. 2017a. „Einleitung“. In *Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Anja Eder, Eva-Maria Griesbacher, Sabine A Haring und Franz Höllinger, 7–22. Graz: Leykam.
- . 2017b. „Kapitel 1: Strukturwandel und neue Wege in der österreichischen Landwirtschaft“. In *Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Anja Eder, Eva-Maria Griesbacher, Sabine A Haring und Franz Höllinger, 25–40. Graz: Leykam.

- Holzinger, Lutz und Clemens Staudinger. 2013. *Schwarzbuch Raiffeisen*. 3., erweiterte Auflage. Kritik und Utopie. Wien: Mandelbaum.
- IG Milch. 2006. „Wer kann an dem Projekt ‚A faire Milch‘ teilnehmen und wie geht das?“ *IG Milch Zeitung (seit Okt 2013 IG Milch Post)*, 6 (Juli): 4.
- . 2007a. „Ihre Ansprechpartner in der IG-Milch“. *IG Milch Zeitung (seit Okt 2013 IG Milch Post)*, 13 (November): 26–27.
- . 2007b. „Titelblatt“. *IG Milch Zeitung (seit Okt 2013 IG Milch Post)*, 13 (November): 1.
- . 2016a. „IG-Milch: Ein Jahr ohne Quote und das Desaster ist perfekt!“ Zugegriffen 7. September 2020. <https://www.ig-milch.at/ig-milch-ein-jahr-ohne-quote-und-das-desaster-ist-perfekt/>.
- . 2016b. „Milch-Manifest“. Zugegriffen 8. September 2020. <https://www.ig-milch.at/unterzeichner-milch-manifest/>.
- . 2020. „‚A faire Milch‘ wird nach 14 Jahren beendet“. Zugegriffen 8. September 2020. <https://www.ig-milch.at/a-faire-milch-wird-nach-14-jahren-beendet/>.
- Kerkvliet, J. Tria. 1993. „Claiming the Land: Take-overs by Villagers in the Philippines with Comparisons to Indonesia, Peru, Portugal, and Russia“. *Journal of Peasant Studies* 20 (3): 459–93. <https://doi.org/10.1080/03066159308438518>.
- Kirner, Leopold. 2017. „Kapitel 2: Wirtschaftliche Entwicklung der bäuerlichen Familienbetriebe in Österreich unter Berücksichtigung internationaler und nationaler Trends“. In *Bäuerliche Lebenswelten in Österreich am Beginn des 21. Jahrhunderts*, von Anja Eder, Eva-Maria Griesbacher, Sabine A Haring und Franz Höllinger, 41–66. Graz: Leykam.
- Kirner, Leopold und Christoph Tribl. 2008. *Mögliche Auswirkungen einer Aufhebung der EU-Milchquotenregelung auf die österreichische Milchwirtschaft*. Agrarpolitischer Arbeitsbehelf 27. Wien: AWI – Bundesanstalt für Agrarwirtschaft.
- Konopitzky, Natasa, Ernst Halbmayr und Franz Höllinger. 2017. „Bäuerliches Überleben. Strategien gegen das Bauernsterben“. Interview in der Sendereihe *Punkt eins*. Wien: Ö1, 23. Mai.
- Koselleck, Reinhart, Ulrike Spree, Willibald Steinmetz und Carsten Dutt. 2010. *Begriffsgeschichten: Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. 3. Aufl. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1926. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kosmatopoulos, Nikolas. 2014. „Crisis Works“. *Social Anthropology* 22 (4): 479–86. <https://doi.org/10.1111/1469-8676.12090>.
- Kothari, Ashish. 2017. „Towards Radical Alternatives to Development“. In *The Good Life Beyond Growth: New Perspectives*, herausgegeben von Hartmut Rosa und Christoph Henning, 1. Aufl., 251–62. London und New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315542126>.
- Kowal, Sabine und Daniel C. O’Connell. 2017. „Zur Transkription von Gesprächen“. In *Qualitative Forschung: ein Handbuch*, herausgegeben von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke, 12. Aufl., 437–47. Rororo Rowohlts Enzyklopädie 55628. Reinbek bei Hamburg: rowohlts enzyklopädie im Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Krammer, Josef. 1995. „Landwirtschaft als Politikfeld: Kritische Anmerkungen zur Agrarpolitik in Österreich“. In *Landwirtschaft im Burgenland: Strukturen, Probleme, Perspektiven*, herausgegeben von Andrea Berger und Alfred Lang, 74–85. Klosterneuburg: Österreichischer Agrarverlag.

- Krammer, Josef und Franz Rohrmoser. 2012. *Im Kampf um ihre Rechte: Geschichte der Bauern und Bäuerinnen in Österreich*. Wien: Promedia.
- Kröger, Melanie. 2006. *Die Modernisierung der Landwirtschaft: Eine vergleichende Untersuchung der Agrarpolitik Deutschlands und Österreichs nach 1945*. Berlin: Logos-Verlag.
- Lambert, Bernard. 1971. *Bauern im Klassenkampf: Anregungen für die vergessene Analyse einer Ausbeutung*. Rotbuch, 32. Berlin [West]: Wagenbach.
- Langthaler, Ernst. 2003. „Agrarwende in den Bergen: Eine Region in den niederösterreichischen Voralpen (1880-2000)“. In *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert: Regionen, Betriebe, Menschen*, herausgegeben von Ernst Bruckmüller, Ernst Hanisch und Roman Sandgruber, 563–650. Wien: Ueberreuter.
- Masco, Joseph. 2017. „The Crisis in Crisis“. *Current Anthropology* 58 (S15): S65–76. <https://doi.org/10.1086/688695>.
- Mergel, Thomas. 2012. „Einleitung: Krisen als Wahrnehmungsphänomene“. In *Krisen verstehen: Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, herausgegeben von Thomas Mergel, 9–22. Eigene und fremde Welten 21. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Narotzky, Susana und Niko Besnier. 2014. „Crisis, Value, and Hope: Rethinking the Economy: An Introduction to Supplement 9“. *Current Anthropology* 55 (S9): S4–16. <https://doi.org/10.1086/676327>.
- Ploeg, Jan Douwe van der. 2008. *The new peasantries: Struggles for autonomy and sustainability in an era of empire and globalization*. London und Sterling, VA: Earthscan.
- . 2010. „The Peasantries of the Twenty-First Century: The Commoditisation Debate Revisited“. *The Journal of Peasant Studies* 37 (1): 1–30. <https://doi.org/10.1080/03066150903498721>.
- Rapport, Nigel. 2010. „The Ethics of Participant Observation: Personal Reflections on Fieldwork in England“. In *The ethnographic self as resource: Writing memory and experience into ethnography*, herausgegeben von Peter Collins und Anselma Gallinat, 78–94. New York: Berghahn Books.
- Réquillart, Vincent. 2008. „Economic analysis of the effects of the expiry of the EU milk quota system“. Contract 30-C3-0144181/00-30. Institut d’Economie Industrielle. https://ec.europa.eu/agriculture/sites/agriculture/files/external-studies/2007/milk/full_text_en.pdf.
- Röhler, Nicola. 2019. „Milchbauern und -bäuerinnen in der Krise? Der Beginn einer ethnographischen Untersuchung oder: Was die Milchkrise nicht ist“. In *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, herausgegeben von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz, 692–700. Marburg: MakuFEE. <https://doi.org/10.17192/es2019.0032>.
- Roitman, Janet L. 2014. *Anti-crisis*. Durham: Duke University Press.
- Rosa, Hartmut und Christoph Henning. 2017. „Good Life beyond Growth: An Introduction“. In *The Good Life Beyond Growth: New Perspectives*, herausgegeben von Hartmut Rosa und Christoph Henning, 1. Aufl., 1–14. London und New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315542126>.
- Salzer, Irmi. 2015. „Agrarsektor: Es grünt nicht grün?“ In *Politische Ökonomie Österreichs: Kontinuitäten und Veränderungen seit dem EU-Beitritt*, 77–89. Wien: Mandelbaum Verlag.

- Sandgruber, Roman. 2002. „Die Landwirtschaft in der Wirtschaft: Menschen, Maschinen, Märkte“. In *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert: Politik. Gesellschaft. Wirtschaft*, herausgegeben von Franz Lederer, 191–408. Wien: Ueberreuter.
- Schlehe, Judith. 2003. „Formen qualitativer ethnografischer Interviews“. In *Methoden und Techniken der Feldforschung*, herausgegeben von Bettina Beer, 71–93. Ethnologische Paperbacks. Berlin: Reimer.
- Schmid, Erwin, Manuela Larcher, Martin Schönhart und Caroline Stiglbauer. 2011. „Ende der Milchquote: Perspektiven und Ziele österreichischer Molkereien und MilchproduzentInnen“. Diskussionspapier DP-52-2011. Institut für nachhaltige Wirtschaftsentwicklung, Universität für Bodenkultur, Wien. http://wpr.boku.ac.at/wpr_dp/DP-52-2011.pdf.
- Seiser, Gertraud. 2012. „Kooperationen in der Landwirtschaft kontextualisiert: Ethnografische Fallstudie von der Mühlviertler Alm“. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 37 (4): 385–402. <https://doi.org/10.1007/s11614-012-0063-1>.
- . 2017. „Ökonomische Anthropologie: Eine Einführung“. In *Ökonomische Anthropologie: Einführung und Fallbeispiele*, herausgegeben von Gertraud Seiser, 11–22. Kultur- und Sozialanthropologie. Wien: Facultas.
- Silverman, David. 2005. *Doing Qualitative Research: A Practical Handbook*. 2. Aufl. Los Angeles: SAGE.
- Sinabell, Franz und Erwin Schmid. 2008. „Die Reform der Milchmarktordnung der EU: Handlungsoptionen der wichtigsten Akteure“. *WIFO-Monatsberichte* 81 (4): 255–64.
- Statistik Austria. 2018. „Agrarstrukturerhebung 2016: Betriebsstruktur: Schnellbericht 1.17“. Wien. https://www.statistik.at/wcm/idc/idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&RevisionSelectionMethod=LatestReleased&dDocName=116146.
- Strasser, Sabine. 2016. „The Crises Effect: Global Moral Obligations, National Interventions, and the Figure of the Pitiful/Abusive Migrant“. *Ethnologia Balkanica* 18: 27–40.
- Wir haben es satt Austria. o. J. „Über die Plattform“. Zugegriffen 8. September 2020. <https://wirhabenessattaustria.wordpress.com/plattform/>.
- Ybema, Sierk und Frans Kamsteeg. 2009. „Making the familiar strange: A case for disengaged organizational ethnography“. In *Organizational ethnography: Studying the complexities of everyday life*, herausgegeben von Sierk Ybema, Dvora Yanow, Harry Wels und Frans Kamsteeg, 101–19. Los Angeles und London: SAGE.
- Zuckerhut, Patricia. 2017. „Haushaltsökonomien (Domestic Modes of Production)“. In *Ökonomische Anthropologie: Einführung und Fallbeispiele*, herausgegeben von Gertraud Seiser, 127–43. Kultur- und Sozialanthropologie. Wien: Facultas.

7. Anhang

7.1. Milch-Manifest

Die IG Milch präsentierte das in Kooperation mit der ÖBV – Via Campesina und den Grünen Bäuerinnen und Bauern erstellte Milch-Manifest im Rahmen des „Milchfestes“ am 31.03.2016 am Morzinplatz in Wien (siehe 4.2.1).

Heruntergeladen werden kann es unter anderem auf der Homepage der IG Milch unter <https://www.ig-milch.at/wp2020/wp-content/uploads/2016/03/Milch-Manifest.pdf> (Stand 08.10.2020). Seit dem Weltmilchtag, 01.06.2020 gibt es auch eine überarbeitete Version mit dem Titel „Basis- und Richtungs-Manifest für eine klima- und mitweltgerechte Landwirtschaft“ zum Download unter <https://www.ig-milch.at/informationen-neuigkeiten/milch-manifest-3/>.



Milch-Manifest

Situationsanalyse

Der Milchmarkt ist in einer schweren Krise, ohne Aussicht auf Besserung. Das Abschaffen der Milchquote mit 1. April 2015 hat zu einer vorhersehbaren Überproduktion geführt und die Milchpreise auf Talfahrt geschickt. Schon einige Zeit vor der Abschaffung haben viele MilchproduzentInnen den unrealistischen Prognosen von Branchenvertretern aus Landwirtschaft und Milchindustrie geglaubt und die Produktion ausgeweitet. Dies führte zu einem dramatischen Absinken der Milcherzeugerpreise. Verbunden mit falschen Weichenstellungen laufen wir Gefahr nicht nur die Überproduktion weiter auszubauen, sondern auch das Verständnis und die Akzeptanz der Gesellschaft zu verlieren. Die Ratlosigkeit der Verantwortlichen aus Standesvertretung und Industrie führt zu Verunsicherung und Existenzängsten der Milchbäuerinnen und Milchbauern. Es ist daher notwendig breit gegenzusteuern und einen schnellen, aber auch nachhaltigen Weg aus der Krise zu finden. Aus unserer Sicht sind daher folgende Schritte notwendig.

1. Fairness gegenüber kleinen und extensiven Betrieben

Die systematische Benachteiligung kleiner und extensiver Betriebe muss sofort beendet werden (Mengenstaffel, Fixkostenblöcke, Abholmodalitäten, Förderbenachteiligung, ...). Gerade die Milchviehhaltung erfordert ein hohes Maß an Arbeitseinsatz. Trotz aller Technisierung ist die gute Betreuung ein wesentlicher Faktor für tiergerechte Haltung. Die hohe Arbeitsbelastung muss besondere Berücksichtigung und Wertschätzung erfahren, um die Milchviehhaltung attraktiv und zukunftsfähig zu machen. Der hohe Anteil an Dauer-Grünland ist ein schützenswertes Gut und steht in ursächlichem Zusammenhang mit Bodenschutz, Trinkwasserqualität und funktionierendem Tourismus.

2. Investitionszuschüsse ausschließlich für Modernisierungen und Umbauten und keinesfalls für neue Produktionskapazitäten

Der Ausbau weiterer Produktionskapazitäten in einem übervollen Markt führt zu sinkenden

Milchpreisen, die auch die investierenden Betriebe in Not bringen. Gleichzeitig schädigt der Milchpreisverfall aber auch die Klein- und Mittelbetriebe, die eine vernünftige Produktion beibehalten.

3. Weniger Leistung pro Kuh – mehr Gras in der Fütterung

Der Drang den Kühen immer höhere Leistungen abzurufen führt zu gesundheitlichen Problemen bei Tier und Mensch. Die Erhöhung von Kraftfutter (Getreide, Soja und Mais) verdrängt das Gras aus der Futterration, verhindert Weidegang und verursacht Klauenprobleme. Weiters führt dies zu mehr Futterimport von meist agrarindustriell hergestelltem Soja und damit verbunden zu Land Grabbing und Landkonzentration in den Händen weniger Großkonzerne auf anderen Kontinenten. Schon jetzt wird deutlich sichtbar, dass die Züchtung auf Laktationshöchstleistungen immer mehr zum Kern des Problems wird. Zum einen wird damit die Produktion gesteigert, zum anderen sind die Kühe jetzt schon nicht mehr in der Lage, die derzeitigen Leistungen ohne große gesundheitliche Probleme zu erfüllen. Wir fordern daher eine Neuausrichtung der Zuchtziele (auf Nutzungsdauer, Leichtkalbigkeit, Eutergesundheit und Fruchtbarkeit) und Importbeschränkungen für Futtermittel.

4. Förderung der Umstellung auf biologische Milchproduktion und Wiedereinführung der Mutterkuhprämie

Österreich wird im In- und Ausland als das Bio-land Nr. 1 gepriesen. Das Auslaufen der Milchquote hat jedoch viele Milcherzeugerbetriebe veranlasst aus der Bio-Produktion auszusteigen. Gleichzeitig wächst der Bedarf an Bio-Milch kontinuierlich, während der konventionelle Markt rückläufig ist, die konventionelle Produktion jedoch stark steigt. Der extreme Preisunterschied zwischen bio und konventioneller Milch führt dennoch nicht zu mehr Umstellungen, da die Umstellungszeit in der nach Bio-Standard produzieren wird, die Milch jedoch konventi-

onell verkauft werden muss, viele Betriebe finanziell überfordert. Zusätzlich ist die extensive Nutzung von Dauergrünland durch die Mutterkuhhaltung in höchstem Maß sinnvoll und würde den Milchmarkt entlasten. Wir fordern daher die Wiedereinführung der Mutterkuhprämie und eine Umstellungsförderung für Bio: Damit könnte man die hohe Nachfrage am Bio-Markt bedienen und dabei auch noch die Umwelt schonen.

5. **Abkehr von Exportorientierung**

Es macht keinen Sinn, um jeden Preis den Exportanteil zu erhöhen, um die Überschüsse außer Landes zu bringen. Es sollten nur mehr jene Produkte exportiert werden, die eine gleich hohe oder höhere Wertschöpfung erzielen, wie am österreichischen Markt. Die derzeitige Praxis, dass viele Exporte durch Querfinanzierung mit niedrigen Erzeugermilchpreisen und guten Erlösen am österreichischen Markt finanziert werden, darf nicht weitergeführt werden. Der Export von Milchprodukten zu Dumpingpreisen setzt die bäuerliche Milchproduktion global unter Druck. In Entwicklungsländern geht die europäische Exportoffensive mit der Verletzung des Rechts auf Nahrung einher. Kleine, lokale MilchproduzentInnen können dem Preisdruck nicht standhalten. Der Großteil der Exportmengen wird überhaupt erst durch den Futtermittelimport möglich.

6. **Fairer Preis für das Lebensmittel Milch**

Die Konzentration des Lebensmitteleinzelhandels, aber auch die genossenschaftliche Organisation der Molkereien führt zu einem extremen Ungleichgewicht der Kräfteverhältnisse. Dies hat dazu geführt, dass Milch immer mehr zum Lockartikel wurde und weit unter dem tatsächlichen Wert verkauft wird. Gleichzeitig kann man jedoch keine fairen Preise verlangen, ohne einen Mindeststandard bei Tiergesundheit, Haltung und Fütterung zu gewährleisten. Es ist aber auch das Angebot an die Nachfrage anzupassen, um ein Marktgleichgewicht herzustellen.

7. **Instrumente zur Mengen- bzw. Marktregulierung**

Die Politik beteuert in der Milchpreisdebatte immer wieder: „Die Politik macht keine Preise, sondern der Markt.“ Dies ist bequem, aber falsch. Die Politik ist für die Gesetzgebung verantwortlich und die Gesetzgebung regelt die Rahmenbedingungen. Wir erleben jeden Tag, dass sich durch neue Gesetze Märkte und Preise gewollt verändern. Zum Beispiel durch das Öko-Stromgesetz oder den Gebietsschutz der

Apotheken. Es ist daher notwendig und ein gesellschaftliches Anliegen, dass wir in Österreich die Rahmenbedingungen für eine vernünftige Landwirtschaft definieren. Dabei ist eine Marktsteuerung die einzige Alternative.

8. **Reform der landwirtschaftlichen Ausbildung**

Die derzeitigen Ausbildungsschwerpunkte, die auf Intensivierung, Betriebswirtschaft und Wachstum ausgerichtet sind, führen die Landwirtschaft noch weiter in die Sackgasse. Die nächste Generation von Bäuerinnen und Bauern muss einen größeren Horizont überblicken können. Der Schwerpunkt muss auf Nachhaltigkeit, Kooperation, Regionalität, Veredelung, Wertschöpfung und auf gesellschaftlichen Konsens ausgerichtet sein.

9. **Bürokratie-Abbau in der Landwirtschaft**

Die Umsetzung der gemeinsamen Agrar-Politik hat zu einer enormen bürokratischen Belastung der bäuerlichen Betriebe geführt. Besonders hart trifft dies vielseitige Betriebe mit Tierhaltung und Landschaftselementen. Je innovativer, tiergerechter, vielseitiger, desto bürokratischer. Je spezialisierter, je mehr Monokulturen und weniger Tierhaltung, desto weniger Bürokratie, desto weniger Fehler bei der ganzen Abwicklung, desto höher sind die Prämien. Wir fordern eine Trendumkehr.

10. **Milchdialog**

Die zentrale Bedeutung der Milchproduktion für Österreichs Landwirtschaft und Wirtschaft erfordert Verständnis auf breiter Ebene. Der aktuellen bäuerlichen Interessensvertretung gelingt es mit einer „Wir Bauern und Bäuerinnen müssen zusammenhalten!“ Rhetorik, Widersprüche innerhalb der Bauernschaft zu verschleiern. Dies hat zur Folge, dass die kleinen und mittleren Betriebe oft das Nachsehen gegenüber dem Interesse der Lebensmittelindustrie, GroßgrundbesitzerInnen und konzentriertem Einzelhandel haben. Darunter leiden auch die Bedürfnisse der KonsumentInnen.

Nur durch ein gesellschaftliches Bündnis zwischen KonsumentInnen, BäuerInnen, der Lebensmittelwirtschaft, aber auch der Politik, können wir diese Herausforderungen überwinden.

Wir setzen uns daher für einen Milchdialog ein, durch den gegenseitiges Verständnis aufgebaut, Vertrauen geschaffen und die Weichen für die Zukunft richtiggestellt werden.

Wien, 31. März 2016

7.2. Zusammenstellung der erhobenen Daten

Ich pseudonymisierte die von mir gesammelten Daten entsprechend den Wünschen der betroffenen Personen sowie ethischer und wissenschaftlicher Überlegungen. Während ExpertInnen und öffentliche Personen nicht pseudonymisiert werden können oder müssen, ist die Privatsphäre so gut wie möglich zu schützen. Bei der Pseudonymisierung ging ich so radikal wie nötig und so behutsam wie möglich vor, damit einerseits keine Rückschlüsse möglich und andererseits keine Daten verfälscht werden.

Im Laufe meiner Forschung legte ich Wert darauf, meine Absichten deutlich zu erklären und immer wieder das Einverständnis der Personen einzuholen, die mir so viel Zeit und Einblick in ihr Leben schenkten.

Interviews:

- themenzentriertes Interview mit Anna Kreutzer (Pseudonym), Angestellte bei voluntaris und Bäuerin, Dauer 1:36 h vom 31.05.2016, Wien
- biographisch-narratives Interview mit Maria Hackl (Pseudonym), Milchbäuerin, Dauer 2:24 h vom 20.08.2016, „Hinterleiten“ (Pseudonym), Mostviertel, Niederösterreich
- (zweiteiliges) ExpertInnen-Interview mit Ernst Halbmayr, IG Milch Mitgründer und Milchbauer, Dauer 1:44 h (gesamt) vom 23. 24.05.2018, St. Peter in der Au und Wien

Ethnographische Feldnotizen:

- vom ersten Feldforschungsaufenthalt am Hof „Hinterleiten“ (Pseudonym), Mo, 15. – Mo, 22.08.2016, Mostviertel, Niederösterreich
- vom zweiten Feldforschungsaufenthalt am Hof „Hinterleiten“, Fr, 16. – Mi, 21.09.2016, Mostviertel, Niederösterreich
- vom dritten Feldforschungsaufenthalt am Hof „Hinterleiten“, Mo, 28. – Mi, 30.11.2016, Mostviertel, Niederösterreich

Protokolle von teilnehmenden Beobachtungen:

- Transkripte und Feldnotizen von den Protestaktionen und dem Milchfest der IG Milch vom 31.03.2016, Wien

- Protokoll und Transkript eines von in Kooperation mit der IG Milch stattfindenden Filmgesprächs im Rahmen der „Filmtage zum Recht auf Nahrung“ mit dem Titel „Hunger.Macht.Profite.8“ vom 10.03.2017, Wien
- Protokoll und Transkript eines von der IG Milch organisierten Pressegesprächs, angekündigt unter dem Titel „Milchkrise: 37 Milchbauernfamilien vor dem Ruin – Alpenmilch Logistik, ehemals Freie Milch Austria, stellt die Milchsammlung ein“ vom 13.04.2017, Wien
- Gedächtnisprotokoll nach handschriftlicher Mitschrift der Podiumsdiskussion mit dem Titel „Die unfaire Milch – Agrar- und Entwicklungspolitik im Widerspruch“ vom 13.11.2017, Wien, organisiert von „Globale Verantwortung“

8. Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: Logo der IG Milch von der Gründung 2004 bis 2013 (Quelle: IG Milch 2007a, 27).
- Abb. 2: Logo der IG Milch seit 2013. Grafik: © 2020 IG-Milch – Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern, http://www.ig-milch.at/pressebilder/logo_ig-milch_cmyk, 10.02.2020.
- Abb. 3: Werbung für „A faire Milch“. Grafik: © 2020 IG-Milch – Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern, <http://www.ig-milch.at/wp-content/uploads/2011/09/A-faire-Milch-Milchmarke-f%C3%BCr-Nachhaltigkeit....jpg>, 10.02.2020.
- Abb. 4: Screenshot der Homepage des European Milk Board (EMB), <http://www.europeanmilkboard.org/emb.html>, 10.02.2020.
- Abb. 5: Überschussabgaben Österreichs für die Milchwirtschaftsjahre 97/98 bis 14/15 (© AMA) (Quelle: Agrarmarkt Austria 2015a).
- Abb. 6: Gesammelte Überschussabgaben aller EU-Staaten, die die Quote im jeweiligen Milchwirtschaftsjahr (03/04-14/15) überschritten hatten (© AMA) (Quelle: Agrarmarkt Austria 2015b).
- Abb. 7: Transparente vor dem Haus der EU im Rahmen einer Protestaktion der IG Milch (März 2016, Foto: Nicola Röhrer).
- Abb. 8: Ernst Halbmayer. Grafik: © 2020 IG-Milch – Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern, <http://www.ig-milch.at/pressebilder/ernst>, 10.02.2020.
- Abb. 9: Screenshot der Homepage der Hoflieferanten, diehoflieferanten.at, 11.02.2020.
- Abb. 10: Region um „Hinterleiten“ (November 2016, Foto: Nicola Röhrer).
- Abb. 11: Kühe auf der Obstwiese (September 2016, Foto: Nicola Röhrer).
- Abb. 12: Benachteiligte Gebiete Österreichs (© Bundesanstalt für Bergbauernfragen) (Quelle: Gmeiner 2009).
- Abb. 13: Die Zahl der Betriebe nimmt seit Jahrzehnten ab. Grafik: © 2020 Nicola Röhrer, erstellt nach Zahlen aus dem Grünen Bericht 2019 (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2019).

- Abb. 14: Die Größe der Betriebe nimmt zu. Grafik: © 2020 Nicola Röhler, erstellt nach Zahlen aus dem Grünen Bericht 2019 (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2019).
- Abb. 15: Die Kühe werden darauf gezüchtet, mehr Milch zu geben. Grafik: © 2020 Nicola Röhler, erstellt nach Zahlen aus dem Grünen Bericht 2017 (Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2017a, 154).
- Abb. 16: Logo der Kontrollstelle Austria Bio Garantie. Grafik: © 2018 Austria Bio Garantie GmbH und Austria Bio Garantie – Landwirtschaft GmbH, https://www.abg.at/wp-content/uploads/2019/01/ABG_Logo_ohneNr_RGB_72dpi.png, 12.02.2020.
- Abb. 17: Logo des Vereins Bio Austria. Grafik: © Bio Austria – Verein zur Förderung des Biologischen Landbaus, https://www.bio-austria.at/app/themes/bioaustria/dist/img/bio_austria_logo.png, 12.02.2020.
- Abb. 18: Logo der Marke „Zurück zum Ursprung“. Grafik: © o.J. Hofer Kommanditgesellschaft, https://www.zurueckzumursprung.at/typo3conf/ext/zzu_base/Resources/Public/Images/zzu-logo.png, 12.02.2020.
- Abb. 19: Bio-Logo der Europäischen Union. Grafik: © 1995-2020 Europäische Union, https://ec.europa.eu/info/food-farming-fisheries/farming/organic-farming/organic-logo_de, 12.02.2020.
- Abb. 20: Die österreichische Milchwirtschaft ist eher klein strukturiert. Grafik: © 2020 Nicola Röhler, erstellt nach Zahlen aus dem GrünernBericht 2017 (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft 2017b).
- Abb. 21: Screenshot der Homepage des Österreichischen Raiffeisenverbands, <https://www.raiffeisenverband.at/raiffeisen-in-oesterreich/milch/>, 04.02.2020.
- Abb. 22: Grafische Darstellung drei kontextueller Aspekte des Krisennarrativs. Grafik: © 2020 Nicola Röhler.
- Abb. 23: Grafische Darstellung der drei Bestandteile des Krisennarrativs, eingebettet in dessen Kontexte. Grafik: © 2020 Nicola Röhler.
- Abb. 24: Installation der IG Milch vor dem Haus der EU – die Welt wird unter Milchpulver begraben (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 25: Der „Milchsee“ – eine Installation der IG Milch vor der Raiffeisen-Zentrale (März 2016, Foto: Nicola Röhler).

- Abb. 26: Die Milchkannen sind mit den Organisationen beschriftet, die laut IG Milch für den „Milchsee“ mitverantwortlich sind (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 27: Die rot-weiß-rote Kuh Faironika ist vielfach präsent (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 28: Traktoren, Heuballen und noch mehr Faironikas in der Wiener Innenstadt (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 29: Mit der aufgestellten Glocke... (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 30: ...wird die Agrarwende eingeläutet (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 31: Transparent der IG Milch (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 32: Packungsdesign der „A faire Milch“ (Quelle: IG Milch 2006, 4).
- Abb. 33: Beim Milchfest werden Milch und Butterbrote verteilt (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 34: PreisträgerInnen der „Goldenen Faironika“ 2019. Grafik: © 2014 European Milk Board asbl, http://www.europeanmilkboard.org/de/galerie.html?tx_yag_pi1%5Bc5605%5D%5BalbumUid%5D=57&tx_yag_pi1%5Bc5605%5D%5BgalleryUid%5D=2&tx_yag_pi1%5BitemListOffset%5D=19&tx_yag_pi1%5Baction%5D=show&tx_yag_pi1%5Bcontroller%5D=item&cHash=7d3b71a224557f921fd8822babff8c47, 07.09.2020.
- Abb. 35: Lebensgroßes Modell der Faironika. Grafik: © 2020 IG-Milch – Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern, <http://www.ig-milch.at/Presse/Faironika-allein.jpg>, 09.08.2019.
- Abb. 36: Internationale Varianten der Faironika. Grafik: © 2014 European Milk Board asbl, http://www.europeanmilkboard.org/fileadmin/_processed_/csm_EMB_Cercle_vache_111207b734.jpg, 09.08.2019.
- Abb. 37: Logo der fairen Milch in Burkina Faso. Grafik: © o.J. DR und UMPL/B, https://www.reussir.fr/lait/sites/lait/files/styles/normal_size/public/_RLA342_INI_AFDI_RDV_ENCA.jpeg?itok=uRJRM-8F, 21.09.2020.
- Abb. 38: Mobiles Podium der IG Milch mit Banner (Text unvollständig abgebildet) (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 39: Banner (fehlender Text) (März 2016, Foto: Nicola Röhler).
- Abb. 40: Fahrendesign der IG Milch. Grafik: © 2020 IG-Milch – Verein österreichischer Grünland- und Rinderbauern, http://www.ig-milch.at/Presse/IG_Fahne_150x90_121109_Druck.pdf, 09.08.2019.

Abb. 41: Plakat der IG Milch (März 2016, Foto: Nicola Röhrer).

Abstract – Deutsch

Die IG Milch, ein Verein österreichischer Milchbauern und -bäuerinnen, spricht davon, dass der Milchmarkt in einer schweren Krise ist. Ich erforsche mittels teilnehmender Beobachtung und qualitativer Interviews, welchen Nutzen es für die IG Milch hat, die „Milchkrise“ zu behaupten. Um den Blickwinkel der IG Milch verstehen zu können, beschreibe ich die historisch gewachsene Situation von Milchbauern und -bäuerinnen in Österreich und beziehe Theorien zu „peasants“ mit ein. Anhand des Beispiels der IG Milch erarbeite ich im Rahmen ökonomischer Anthropologie eine Theorie der Krise, die allgemein zur Erforschung gesellschaftlicher Krisen hilfreich sein soll.

Bestehende anthropologische Theorien zur Krise machen deutlich, dass „Krise“ kein Ding-an-sich, sondern eine Behauptung ist. Diese wird von einer bestimmten Position aus aufgestellt und mit ihr wird ein Narrativ zur Krise kommuniziert. Meine Theorie umfasst die wichtigsten kontextuellen Aspekte der Krisenbehauptung – Zeit und Imagination, Emotionen sowie Politik – und die Bestandteile des Krisennarrativs – Urteil, Veränderung und das gute Leben. Die IG Milch behauptet die Milchkrise aus einer marginalisierten Position und als Kritik am dominanten Regime. Dies wirkt sich auf die Art des Nutzens aus, den die Krisenbehauptung für sie generiert: Sie macht Ungleichheiten und Leid sichtbar, sie mobilisiert, an ihr wird das Recht auf Zukunft verhandelt und sie macht neue Lösungen und alternative Zukünfte erst möglich.

Abstract – Englisch

The IG Milch, an association of Austrian dairy farmers, talks about the milk market being in severe crisis. By means of participatory observation and qualitative interviews, I research how claiming the “milk crisis” benefits the IG Milch. In order to understand the point of view of the IG Milch, I describe the situation of dairy farmers in Austria as it developed over the last decades and include theories on peasants. Using the example of the IG Milch, I create a theory of the crisis within the framework of economic anthropology. This theory is meant to be generally helpful for researching social crises. Existing anthropological theories on crisis make it clear that “crisis” is not a thing-in-itself but a claim. “Crisis” is claimed from a certain position and with it a crisis narrative is communicated. My theory encompasses the most important contextual aspects of the crisis claim – which are time and imagination, emotions and politics – and the components of the crisis narrative – which are judgment, change and the good life. The IG Milch claims the milk crisis from a marginalized position and as critique of the dominant regime. This affects the kind of benefit that the crisis claim generates for them: It makes inequalities and suffering visible, it mobilizes, with it the right to the future is negotiated, and it makes new solutions and alternative futures possible in the first place.